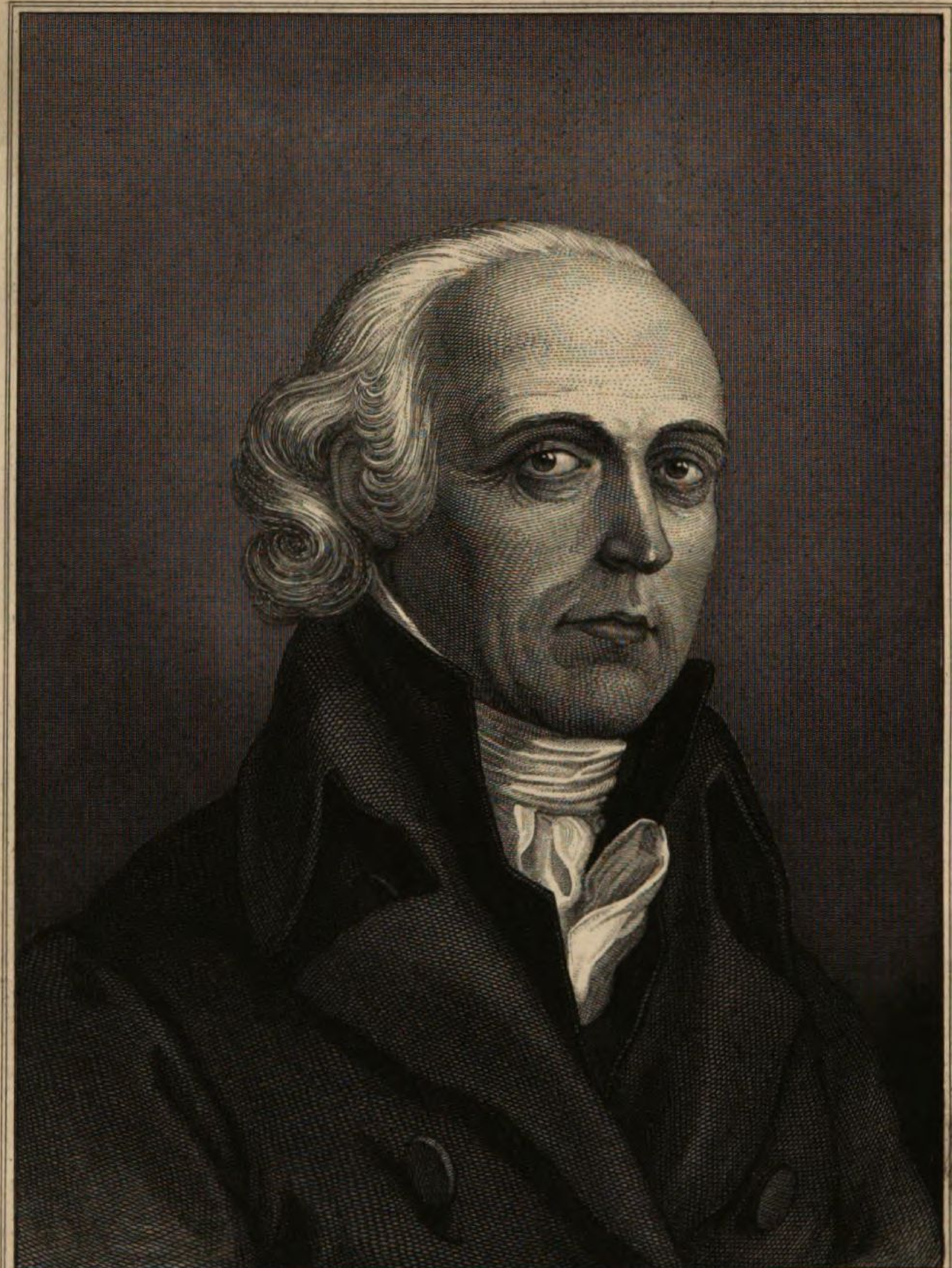
Hanns Conrad Escher von der Linth.

Von

W. O. v. Horn.



Wiesbaden,
Julius Niedner.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Hans Conrad Escher von der Linth.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Hanns Conrad Escher von der Linth.

Lebensbild eines braven Schweizers,
dargestellt für die Jugend und das Volk

von

W. O. von Horn,
Verfasser der Spinnstube.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden:
Verlag von Julius Niedner.

1.

Ihr seid mir gefolgt, liebe Leser, den Rhein hinab bis in das Land, da der schöne Strom größtentheils seinen Namen verliert und im Meere sein Ziel erreicht, — ich meine die Niederlande, von uns gewöhnlich nur kurzweg: Holland genannt, um einem Helden zur See und treufrommen Christenherzen von der Wiege bis zum Grabe zu begleiten, dem Admirale de Ruiter; jetzt sollt Ihr mir folgen den Rhein hinauf, in das Land, wo er entspringt, in die Schweiz nämlich, um einen Mann kennen zu lernen, der Eure volle Liebe und Hochachtung verdient, Hanns Konrad Escher von der Linth aus Zürich.

Wie ich dazu komme, gerade diesen Mann Euch vorzuführen, davon müsset Ihr mir schon erlauben, Rechenschaft zugeben, zumal Ihr ihn noch gar nicht kennt, vielleicht nie habt nennen hören.

Es wäre an und für sich genug damit, daß ich einfach sagte: Ich achte, ehre und liebe ihn, und Ihr

werdet ihn achten, ehren und lieben, wenn Ihr dies Büchlein werdet gelesen haben; aber dennoch ist ein Anderes nothwendig, und das führt mich um eine kleine Reihe von Jahren zurück.

Es war im Jahre 1852, als ich zu meiner leiblichen und geistigen Erholung eine Reise zu machen genöthigt war. Luftveränderung und Freisein von aller an den Schreibtisch bannenden Arbeit, die hatte die Noth gebieterisch gefordert, und da gehorchte ich denn und zog in und durch das Baierland, gen München, und von da in die schönen Baierischen Hochgebirge, und dann hinüber in's Tyrol, wo es auch gar schön ist, und wo die Berge ihre Schneegipfel hoch hinauf heben in die blaue Luft.

Von da führte der Weg durch das Thal, darin der grüne Inn fließt; dann durch das Rosannathal, den 6000 Fuß hohen Arlberg hinauf, und hinab in's Vorarlberger Land, an den schönen Bodensee, und von Bregenz aus mit einem stattlichen Dampfboote den großen Bodensee hinauf, nach Schaffhausen, wo der Rhein sich in mächtigem Brausen, Schäumen und Drängen über die Felsen hinabstürzt, als wollte er sich hineinwühlen in die unergründlichen Eingeweide der Erde, an den sogenannten Rheinfall.

Nach manchen Kreuz- und Querzügen lag eines Morgens, als ich über das Gebirge kam, der Zürichsee vor meinen Blicken, und an seinem Ende das alte Zürich.

Damals schrieb ich also darüber, und will's wörtlich hersetzen:

„Das ist eine alte, liebe, traute Stadt, mit vielen braven, biedern Leuten drinnen, und liegt in einem wahrhaftigen blühenden Garten Gottes, an dem wundervollen See."

Sieht man so von oben hinab, so wird Einem das Herz weit. Natürlich blickt das Auge nicht auf die Häusermassen uud die Thürme der Stadt; denn dergleichen hat man schon mehr gesehen, und größere, länger und breiter sich streckende, thurmreichere, menschenvollere Städte; sondern auf den silberglänzenden See, der sich so mächtig ausdehnet, und in seinen wundergrünen Ufern daliegt, wie ein lächelnd, wohlig Kindlein in dem bergenden Mutterschooße; und auf die gewaltigen Alpenriesen, die, schnee- und eisbedeckt, aufstarren, darunter der massige Glärnisch mit dem „Vereneli's Gärtli" und der schlanke, nadelspitze Dödi, von denen man meinen möchte, der liebe Herr-Gott habe sie dahingestellt zu Wächtern über den schönen See und seine Ufer. Ob sie gleich noch eine ganz hübsche Strecke davon entfernt liegen, so meint man doch, weil die Luft so rein, sie lägen hart am anderen Ende.

Zürich hat eine schöne, sonnige Lage, geschützt von Bergen im Rücken; und die Limmat theilet die Stadt, wenn auch ungleich, da solche Bergwasser sich um eine gerechte und gleiche Theilung keine Gedanken machen, oder vielmehr die Menschen, die ihre Häuser hinsetzen, wo sie

geeigneten Raum finden, oder wo es ihnen gerade zu Sinn ist.

Und von der Stadt hin breitet sich denn der schöne See aus, von mäßigen Höhen eingerahmt, die — ich habe das Wort: „wundergrün" schon gebraucht — von einem Grüne der Matten bekleidet sind, von dem wir an unserm Rheine da unten gar keine Ahnung und Vorstellung haben. Man kann, selbst wenn man wollte, das Auge kaum davon wegwenden, und die Schneealpen in ihrem weißen Kleide bilden einen überraschenden Gegensatz dazu, der dem Fremden neu, und darum außerordentlich anziehend ist.

Von des See's grünlicher Wasserfläche aus steigen die Menschenwohnungen hinan, bald einzelne stolze Landsitze reicher Züricher „Herrn", wie der Schweizer sagt; bald einzelne Gehöfte; dann Dörfer und Städtlein, dicht an einander geschaart; dazwischen eine Waldstelle oder ein Buschwerk, und es kommt Einem schier vor, als sei es eine große Parkanlage, und als recke das alte Zürich rechts und links seine Glieder an den Ufern hin, und gehe der Pulsschlag des Lebens aus von dem massigen Häuserklumpen da oben, der sich um das hohe, ehrwürdige Gotteshaus gedrängt hat. Und diese hier und da „verkrüppelten" Menschenwohnungen reichen stundenweit auf beiden Seiten hinab, bis dahin, wo die steilen Berge ihnen ein: Halt! entgegenstellen, vor dem sie respektvoll zurückweichen. Es ist allzunahe bei diesen alten, griesgrämlichen Greisen nicht gut Hütten bauen, wie mir's scheinen wollte, obgleich ander-

wärts in den Alpen der kecke Mensch ihnen mit seinen Wohnsitzen nahe an das Kamisol von ewigem Schnee gerückt ist.

Es ist wahrlich ein Stücklein Paradies da — in dem freilich die Schlange auch nicht fehlen wird; aber hätt' ich in der Welt ein Plätzlein zu wählen, wo ich meine alten Tage im Frieden verleben könnte, so wär es hier an diesem schönen See, an diesen saftiggrünen Ufern, im Anschauen dieser Schneeriesen der Alpenwelt. Nun, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und Wünsche bauen kein Haus am Zürichsee! — drum, ihr Wünsche, ruhet im Frieden!

Aber das ist gewiß, wir hier zu Lande haben keine Vorstellung von dem Grün der Schweizerberge. Unser Grün ist grau dagegen.

Mit solchem lachenden Grün ist der Zürichsee eingefaßt bis hinab nach Rapperswyl, und das ist eine schöne Strecke.

Den See und seine Umgebungen mußte ich näher ansehen; darum bestieg ich das Dampfboot, als sein Rauchfang zu dampfen anfing, und bald schaufelte es die Wellen des See's und durchschnitt seine Spiegelfläche, wie ein Vogel die Luft. Ich aber stand am Schnabel des Schiffes, betrachtete mit bewundernden Blicken die wunderschöne Landschaft und dachte daran, wie der Herr doch Alles so herrlich bereitet hat und wünschte die fernen Mei-

nigen zu mir, damit sie sich auch der Herrlichkeit erfreuten, die mich entzückte.

Ein freundlicher Züricher stand mir zur Seite, nannte mir die Namen der Orte und erzählte mir dies und das, was mir zu hören lieb war, und so kam er auch auf das gar nicht ferne Linththal. Da nannte ich den Namen Escher, und nicht ohne daß Ton und Zusatz die Hochachtung ausdrückten, die ich für den Mann im Herzen trug, deß Namen ich ausgesprochen.

Kennen Sie den? fragte er erstaunt.

Meinet Ihr Schweizer denn, sagte ich, wir draußen im Reich wüßten nicht, was in Euern Alpen vorgeht, und wir hätten kein Herz für Euch und Eure Ehrenmänner? Seid Ihr denn nicht unsres Stammes, und das Wort unsres alten Arndt: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", sei verklungen und wohne nicht mehr im deutschen Herzen? Wir bringen Euch, wenn wir in Eure Berge kommen, nicht bloß unser Geld, sondern auch unsre Herzen mit!

Er reichte mir die Hand und drückte sie herzlich.

Wieder auf den mit Recht verehrten Escher zu kommen, sagte er, so müssen Sie in das Linththal reisen, um die Stätte zu sehen, die von seiner Liebe, seinem Muthe, seiner Ausdauer, aber auch von seiner Tüchtigkeit ein Zeugniß ablegt, vor dem jeder Menschenfreund den Hut abzieht. Wären Sie dazu geneigt und hätten etwa die Zeit, so würde es mich freuen, wenn Sie mich begleiteten; denn ich

reise durch das Linththal nach Wesen am Wallensee; bleibe einen Tag da und kehre dann nach Zürich zurück. Sie sollten dann genug hören vom wackeren Escher, denn ich bin mit seinem Leben so vertraut, wie Einer. Hätten Sie Lust?

Lust und Zeit in Hüll' und Fülle! rief ich aus. Ja, ich begleite Sie, bleibe bei Ihnen in Wesen und kehre mit Ihnen nach Zürich zurück. Der Capitain des Dampfbootes kann ein Brieflein an meinen Wirth in Zürich mitnehmen, damit der nicht etwa meine, ich sei im Zürichsee ertrunken, oder ich sei ihm durchgebrannt.

Das that ich, und der Capitain hats redlich abgegeben und ausgerichtet, und so fuhr ich denn mit dem freundlichen Züricher auf dem Dampfboote nach Rapperswyl, dann an Eschers wundersamen Wasserbauten hin, durch das lachende Linththal, das Escher aus einer Wüstenei zu einem Gelände des Segens umwandelte; sah sein ganzes staunenswerthes Werk und das Denkmal, das ihm die Schweizer aus wohlverdienter Dankbarkeit gesetzt. Von Wesen aus fuhr ich mit dem Dampfboote rings um den Wallensee herum, an seinen kahlen, grauenvoll aufstarrenden Felswänden hin, besuchte Wallenstadt und dankte es meinem freundlichen Züricher, daß er mir erst, nachdem ich die schauerliche Rundfahrt auf dem Wallensee vollendet hatte und wieder ganz gemüthlich bei ihm saß, die schreckliche Mähr mittheilte, daß erst vor wenigen Jahren durch einen der auf diesem See bisweilen plötzlich entstehenden

heftigen Windstöße und Wirbelwinde ein Dampfboot mit Stumpf und Stiel, mit Mann und Maus, Reisenden und Schiffern, in die ungeheure Tiefe des See's versenkt wurde, daß man keine Spur mehr davon sah.

Ich will's ehrlich bekennen, daß mir dann das Herz noch ängstlicher gepocht hätte, als es so schon that, als das Schiff an den himmelhohen, senkrecht aufsteigenden Felswänden, die den See ganz umschließen, vorüber schaukelte, obgleich des See's dunkler Spiegel so glatt im hellen Sonnenlichte eines heißen Julitages dalag, wie es wohl selten vorkommen mag. Seine Ruhe und Glätte ließ mich solche Launen und Mucken gar nicht ahnen. Freilich, — bei den Schweizersee'n darf man das gute Gewissen nicht daheim lassen und muß bisweilen an das alte Sprüchwort denken: Trau, schau, wem! — denn der Vierwaldstädter=See lag auch so ehrlich und glatt da, als könnte er, wie wir zu sagen pflegen, keine Drei zählen, als wir später von Luzern abfuhren, und doch kochte und tobte er zwei Stunden nach, als wollt' er uns arme Menschenkinder auch verschlingen, wie weiland der Wallenstädter oder Wallensee das Dampfboot mit den vielen armen Menschenkindern verschlang, die sich ihm arglos anvertraut.

Was mir aber das Liebste war, das bestand darin, daß mein neugewonnener, lieber Züricher Freund nun anhob, mir von dem Leben und den Thaten Hanns Konrad Eschers von der Linth zu erzählen. Und was er mir erzählte, das hab' ich in den nachfolgenden Blättern getreu=

lich für meine lieben Leser aufgeschrieben und bin kein Haarbreit davon abgewichen und habe Nichts davon und Nichts dazu gethan. Er setzte seine Erzählung auf der Rückreise unermüdet fort und saß noch am Abende bis gegen Mitternacht bei mir im Gasthofe an der Limmat, bis er's beendet hatte. Das dank' ich ihm heute noch! —

Und das Lebensbild, das lebendige Bild, eines edeln Mannes stand vor meiner Seele, und ich schaute es in Gedanken noch lange an, bis das leise Rauschen der Limmat mich in einen erquickenden Schlaf einlullte.

Das am andern Tage in Zürich gewonnene Bild des edeln Schweizers hab' ich abkonterfeien lassen und diesem Büchlein vorgesetzt, daß meine lieben Leser auch dies milde, geistreiche und doch so edelfeste Gesicht anschauen können, das ungemein ähnlich sein soll, wie man mir in Zürich sagte.

Erwähnen muß ich noch, daß am andern Tage der Freund mir eine so eben ausgegebene Lebensbeschreibung Eschers von Hottinger brachte, die ich wesentlich benutzt habe. —

II.

Hanns Konrad Escher, dem sein dankbares Vaterland des köstlichen Werkes wegen, das er durch die Eindämmung der furchtbar wilden und verheerenden Linth vollbracht hat,

den ehrenvollen Beinamen: von der Linth, für ihn und alle seine Nachkommen beilegte, ist ein Züricher Kind gewesen, das am drei und zwanzigsten August des Jahres 1767 das Licht der Welt erblickte und zum ersten Male weinte, als es die schwere kalte Erdenluft athmete und fühlte, dabei aber dennoch ein kräftig Büblein war.

Seine Familie ist eine uralte, mit Gütern dieser Welt gesegnete, mit Fug und Recht angesehene und geehrte Familie in Zürich, die heute noch dort blüht und einen Namen aufzuweisen hat, der in der gelehrten Welt mit Ehren genannt, und von seines Vaters ebenbürtigem Sohne getragen wird.

In einem wohlgeordneten, von ächtchristlichem Geiste getragenen und durchdrungenen, aber auch ächtbürgerlich-ehrbaren Familienleben flossen seine Kinderjahre, angeweht von dem belebenden Hauche der treuesten Elternliebe, hin. Da ist geistig und leiblich Gedeihen vereint, und wollte Gott! es fände sich öfter so!

Sehr viel hat das wohlgezogene, fromm gewöhnte und sehr leitsame Büblein gerade nicht versprochen, und war himmelweit entfernt von den Wunderkindern, die, wie äußerlich kümmerliche Treibhauspflanzen, unsre Zeit erzieht und der staunenden Welt vorführt und vorstellt, und — recht früh um ihre schöne Jugend betrügt und zu eiteln Narren macht; aber desto mehr hat es später geleistet und — mir will's vorkommen, als ob das denn doch weit besser und der lieben Menschenwelt dienlicher wäre, als

umgekehrt. Seine Zeit war auch noch nicht die Zeit, wo man in der Erziehung der Kinder Kunststücke und Bocksprünge machte. — Ich hab's leider in meinen Tagen mehrfach erlebt, daß ein Büblein extra geweckt erschien und die Eltern meinten, das müsse einmal ein recht strahlend Licht werden, und nun Alles aufboten, es dazu zu machen, ja Dampfmaschinen angewendet hätten, wenn's angegangen wäre, um es recht rasch und weit über sein Alter hinaus zu treiben, und es ist hintennach kaum eine brauchbare Hausampel geworden — wenn's nicht noch schlimmer ausging und der künstliche Docht — frühe erlosch.

Nun, es geht so in der Welt, daß sich die Leute einmal tüchtig verrechnen und, wie ich schon einmal gesagt, es ist auch gut, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können. Die Affenliebe ist ohnehin ein recht übler Rechenmeister und in der Regel ist der allerwiderlichste Kinderhochmuth — das Facit, wie man ehemals das Ergebniß der Rechnung nannte. — Beispiele von solchen vierzehnjährigen Hexenmeistern habe ich auch gekannt, die später — keine geworden sind, höchstens Leute gewöhnlichsten Schlages, die keinen Hund hinter dem Ofen herauslockten, wie man sprüchwörtlich im Volke sagt. —

Eschers Eltern waren dazu angethan, für seine Erziehung und Bildung zu sorgen; angethan mit treuer Elternliebe, christlicher Elterngewissenhaftigkeit und mit den Mitteln, ihrem Kinde die Bahnen des Erkennens in allen Richtungen zu eröffnen und zu ebnen.

Frühe, — er war kaum fünf Jahre alt, — trat er in die Schule. Das war eine sogenannte „Hausschule". Ob ich gleich, ich will das ehrlich sagen, meinen Züricher Freund zu fragen vergessen habe, was es mit solchen „Hausschulen" für eine Bewandtniß im alten Zürich hatte, so denke ich mir darunter so eine Art von Privatschule, darin die kleinen Knaben und Mädchen zusammen das liebe, alte A B C lernten, und bis zum Lesen und — Krähenfüße abgerechnet — Schreiben, Zählen, Abziehen und Zerlegen und dergleichen, nebst ein paar vorerzählten biblischen Geschichten und irgendwelchen Stücken des Katechismus fortrückten, langsam und naturgemäß — und ich glaube, daß ich nicht gerade weit neben die Scheibe geschossen habe. Als ein Wunderkind zeigte sich der kleine Escher gerade nicht. Es ging eben ehrlich, aber langsam weiter, aber doch weiter, und das war fürs Erste genug. In freien Stunden, die ihm blieben, war er eben kein Gassenläufer. Er fand Unterhaltung genug und am liebsten malte er Bilder mit Farben aus, wie es Unsereiner in seinen frühen Bubenjahren auch gethan hat und gewiß Mancher auch, der dies liest und mit heiterm Lächeln an diese unschuldige Lust der Kinderjahre zurückdenkt und an die rothen und safrangelben Röcke, die er seinen Leuten anpinselte. Auch soll er sich von seinem Lehrer haben allerlei Dinge vorzeichnen lassen, die er dann anmalte, und später das selber versucht haben. Hab's gerade so gemacht; aber bei mir hats keine künstlerische Wirkung hinterlassen, als etwa die Liebhaberei an

guten Bildern. Bei Escher offenbarte sich aber in diesen Anfängen eine Liebe zur Zeichnenkunst, die ihn durchs ganze Leben begleitet hat und die durch eine spätere tüchtige Anleitung sich in einer außergewöhnlichen Weise ausbildete und, von Liebe dazu genährt, sehr Erfreuliches und Schönes zu Tage förderte.

Wie alle Kinder liebte er das Erzählen, und dazu fand er seinen rechten Mann, nämlich einen wackern Oheim, Hans Konrad Landolt, der seine Freude an ihm hatte. Der Mann konnte prächtig erzählen und war im Kriege gewesen, aus dem er als Invalide nach Zürich zurückkam.

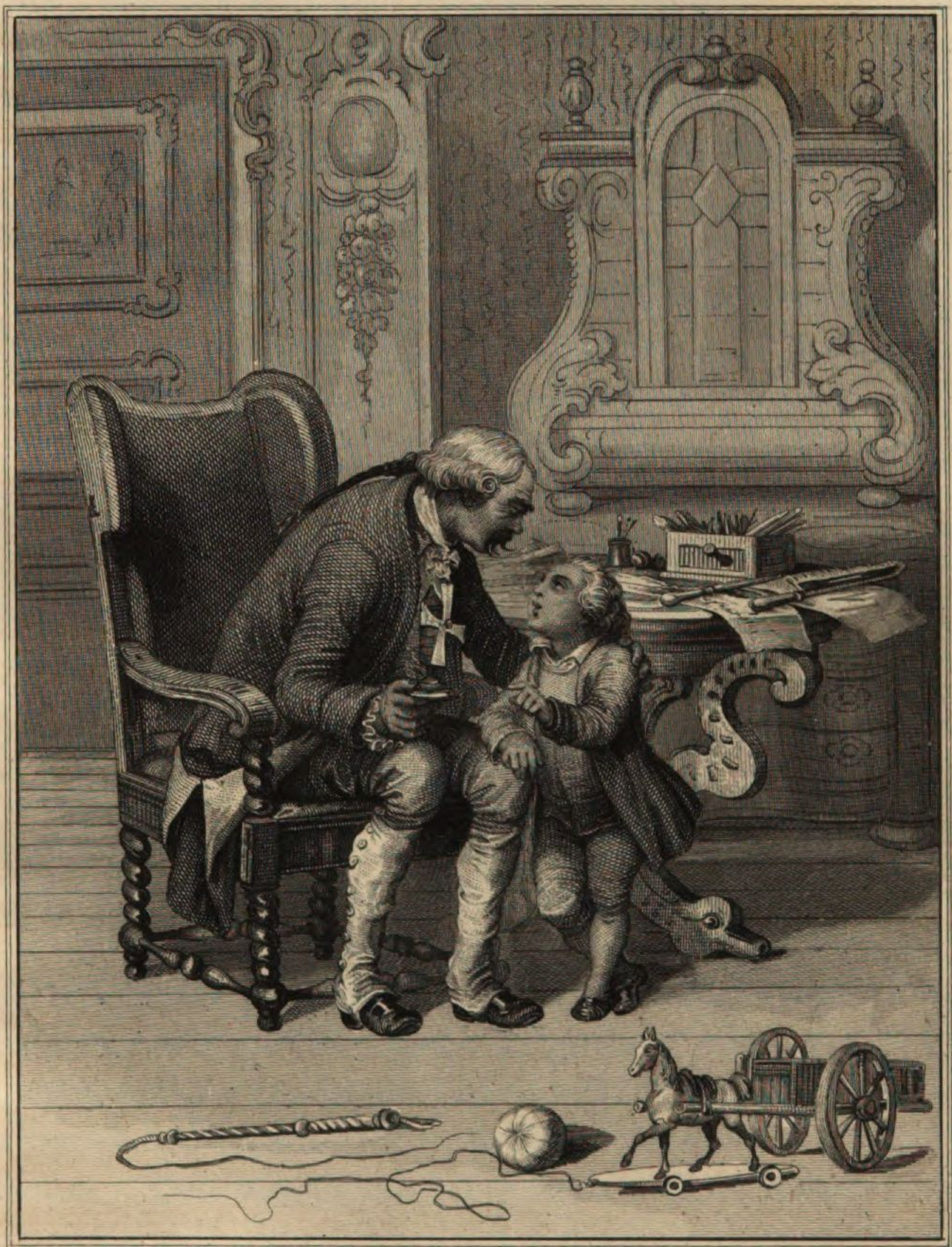
Da lag eine ganze Welt vor dem kleinen Escher. Der auch im Alter noch frische Mann theilte ihm Altes und Neues, Erlebtes und Gelesenes mit aus seinem Schatze und in einer Weise und Auswahl, die von des Mannes innerem Werthe Zeugniß ablegte und manchen edeln Keim in die offene Kindesseele senkte. Es ist darum auch kein Wunder, daß der Kleine die Stunden bei dem Oheim als die glücklichsten seiner Kinderjahre ansah, und eine warme Liebe zu ihm im Herzen trug; aber der alte Herr hatte noch eine Seite, die dem Knaben werth war, und seines Geistes Regsamkeit weckte.

Wir, am Rheine, würden sagen: Er war ein Poss'ler! Anderswo sagt man: Er verstand allerlei kleine Künste, die man mit dem Namen „mechanische Fertigkeiten“ etwas vornehmer ausdrückt. Er machte dem Kleinen allerlei hübsche Sachen und wies ihn darauf an, sie sich selber zu machen.

Das ist auch etwas; denn es richtet den Geist auf nützliche Dinge, weckt die Lust und fördert die Kraft selbstthätig zu sein und — hält von wilden Bubenstreichen ab. Er hatte an dem kleinen Neffen einen gelehrigen Schüler und hielt etwas auf ihn, meinte auch, es würde etwas aus ihm.

Der alte, weltkundige Soldat sah tiefer in des Knaben Seele, als es mancher gelehrte Schulmeister in seiner Perücke würde vermocht haben, trotz aller lateinischen und griechischen Weisheit, und ich setze hinzu: Nichts Neues unter der Sonne!

Zwei Jahre besuchte das Büblein seine „Hausschule" und hatte doch soviel davon gebracht, daß er in die Knabenschule eintreten konnte. Da gabs denn natürlich mehr zu thun und das Feld des Erkennens that sich weiter vor ihm auf. Die Aeltern mochten wohl wissen, daß da nicht sonderlich viel reges Leben, und es mit dem Wecken geistiger Anlagen auch nicht weit her war. Sie nahmen zur Nachhülfe noch einen Privatlehrer an, der die Lücken, die die öffentliche Schule ließ, ausfüllen sollte; wenn er aber auch nicht viel fertig gebracht hat in diesen Dingen, so war der Einfluß dieses sehr achtbaren Mannes in einer andern Weise von entschiedenem Werthe. Er regte und pflegte das Religiöse in ihm. Er leitete ihn frühe hin zu dem, der das A und das O ist. Er wußte Alles, was er mit dem Knaben trieb, auf Gott und göttliche Dinge zurückzuführen, und das fromme, tief religiöse Gemüth Eschers war eine Frucht — vor Allem des Mutterherzens, aber dann —



darauf fortbauend — dieses Ehrenmannes, der Escher'n theuer blieb bis an dessen Grab, und dem er noch weit drüber hinaus im Herzen ein dankbares Plätzlein bewahrte. Der Mann hieß Salomon Hirzel. Noch ein anderes Verdienst erwarb sich dieser um seinen Zögling. Es ist die Liebe zum Vaterlande eine so hochheilige und wichtige Sache, daß jeder Lehrer hochzupreisen ist, der sie in einer Knabenseele zu pflegen und anzufeuern versteht. — Ich denke mit tiefem Schmerze daran, wie Wenige in unserm lieben Deutschlande das verstehen.

Wir lernen wohl die Helden der Griechen und Römer genau kennen und der Kopf wird uns damit vollgepfropft, aber die Helden und die Heldenthaten unsres Volkes — die bleiben uns fremd; wir lernen griechische und römische Geschichte, aber eine lebenvolle, mit Begeisterung gelehrte Geschichte unseres Volkes, wie selten wird sie uns in Geist und Herz geprägt zu einer Zeit, wo das Herz sich daran erwärmen und zur Vaterlandsliebe erheben könnte!

Das aber verstand der wackere Hirzel in einer recht geeigneten Weise. Der Knabe lernte seines Volksstammes Helden, seines Volksstammes Geschichte, seines schönen Heimathlandes Merkwürdigkeiten durch ihn in Bild und Wort kennen. Das machte ihn frühe zu einem Schweizer.

Ehre dem Manne! Wenn er auch sonst ihm nicht viel beibrachte, damit gab er ihm Aechtes, Rechtes, Köst-

liches. Und wenn wir später Escher'n in seinen Bahnen als einen Schweizer voll Liebe zum Vaterlande, als einen Mann voll Menschenliebe und Opferfähigkeit wiederfinden, so möchte ich dem Leser sagen: daran hat sein wackerer Lehrer Hirzel seinen großen Antheil! Und das wird Keiner bestreiten wollen. Das lernte Escher auch je länger, je mehr in seinem spätern Leben zu würdigen und hoch zu schätzen, und so trug nach zwei der wichtigsten Seiten der Menschenentwickelung, nach der Seite der religiösen und vaterländischen Bildung und Lebensrichtung, — die Thätigkeit und der Einfluß dieses Mannes Früchte, die ihn hoch stellen.

In Escher's Leben griff ein um diese Zeit eintretendes Ereigniß tief und nachhaltig ein. Es war allemal ein Fest, wenn ihn sein Vater nach Keffikon, dem Landsitze seines Bruders, des Statthalters Escher, mitnahm. Aus der Stadt auf's Land, in die reizende Umgebung des See's zu kommen, in die Rebengelände und Obstgärten, auf die Gründe und Matten; wer könnte diese Lust beschreiben? Dazu die goldene Freiheit von den Schulfesseln! Und dieses köstliche Gut, mit seinem Schlosse, Gärten, Weinbergen und Feldern, mit aller seiner Herrlichkeit und Lust, kam, nach dem Ableben des Statthalters, an Escher's Vater. Da that sich für die Ferien eine neue, herrliche Welt ihm auf, seine Liebe zur Natur gewann an Tiefe und Kraft, und leiblich und geistig war dies neue Leben ein Segen für ihn.

Um diese Zeit trat er in die sogenannte Kunstschule. Sie war, nach ihrer inneren Einrichtung, etwa das, was unsre guten Real- oder Gewerbeschulen sind, und wurde sehr zahlreich besucht, besonders von Solchen, die den kaufmännischen Beruf erwählen wollten.

War Escher in der lateinischen Schule nicht weit gefördert worden und galt er in ihr, wie er es selbst ausdrückte, als ein schwacher Knabe ohne Anlagen, aber auch ohne Fleiß, so erwies es sich bald, daß man ihn falsch beurtheilt hatte, und daß es weniger seine Schuld war, wenn man dies Urtheil über ihn fällte. Ein klarer, zweckmäßiger Unterricht that Wunder an dem Knaben; denn jetzt erst regte sein Geist die Flügel; die Liebe zum Erkennen und die Lust an der Erweiterung des Gesichtskreises erwachte. Der regste Fleiß folgte und nun war das Fortschreiten, das Wachsthum im Erkennen gesichert, weil die Liebe und Lust am Erkennen gegeben war.

Hier trat dann noch etwas hinzu, was ihm heilsam wurde: die geordneten militärischen oder soldatischen Spiele der Knaben, ziemlich weite Wanderungen mit dem Zeichnenlehrer, um nach der Natur zu zeichnen, und der zeitweise Aufenthalt in dem schönen Keffikon. Wie sich dadurch und durch das Lesen guter Bücher sein Geist stärkte, so sein Leib durch die Uebungen, welche jene Spiele in sich schlossen, und durch das Wandern und den Aufenthalt in Gottes freier Welt und frischer Luft.

Escher's Beruf sollte nach dem Willen und Wunsche

seiner Eltern der sein, daß er in das Fabrikwesen eintrete und die ausreichenden kaufmännischen Kenntnisse sich aneigne. Darauf und für keine eigentliche gelehrte Bildung war sein Unterricht und Bildungsgang durchweg berechnet.

Wie es in der Schweiz häufig der Fall ist, daß man Söhne und Töchter zur leichteren und gründlicheren Erlernung der französischen Sprache an irgend einen Ort in der französischen Schweiz bringt und darauf Bedacht nimmt, daß in der Anstalt auch die anderweitige Fort- und Ausbildung ihre Rechnung findet, so beschlossen es auch Escher's Eltern mit ihm zu machen.

Dazu aber hatten sie das Haus des Pfarrers von Morsee im sogenannten Waadtlande ausersehen, wo eine nicht eben sehr große Anzahl junger Leute die französische Sprache durch den täglichen mündlichen Gebrauch, aber auch durch entsprechenden gründlichen Unterricht erlernten, darüber hinaus indessen auch in andere Bereiche des Wissens und Erkennens eingeführt wurden oder — werden sollten; denn der Erfolg bewies leider, daß die jungen Leute dort nicht viel gewinnen konnten; doch war das Leben im Hause ein gemüthliches, einfaches, geordnetes.

Leider fand unter den im Hause Lebenden Escher Keinen, dem er sich mit ganzer Seele hätte anschließen können, und was zur geistigen Ausbildung im Hause nicht gefunden wurde, sagt Eschers vortrefflicher Lebensbeschreiber, J. J. Hottinger, das mußte auswärts gesucht werden.

Escher fand einen sehr wackern Zeichnenlehrer an einem in Morsee lebenden Züricher, den er sehr liebgewann, und schloß mit einem jungen Berner, dem für seine ganze Lebenszeit ihm engverbundenen, als Staatsschreiber des Kantons Aargau bekannten Rasthofer, eine innige Freundschaft. Diese Männer und die wundervolle Umgebung von dem am herrlichen See gelegenen Morsee, tüchtige Bergwanderungen und Ausflüge, dann das Lesen guter Bücher, machten dem jungen Manne den Aufenthalt in Morsee nicht nur angenehm, sondern auch nützlich, und diese Bergwanderungen gerade legten den Grund oder regten doch auf's Entschiedenste die Liebe in Eschers Seele an, solche in spätern Lebensjahren oft in sehr anstrengender und selbst gefährlicher Weise im Schweizerlande und seiner Alpenwelt zu unternehmen.

Dennoch konnte sich Escher in Morsee nicht auf die Dauer gefallen. Dies Unzufriedensein hatte aber mehr seinen Grund in dem einförmigen Leben im Pfarrhause, in der Einsicht, daß er dort wenig gefördert wurde, und in dem Mangel an entsprechender Thätigkeit.

Dies theilte er seinen Eltern mit. Diese selbst sahen ein, daß auch ein anderer Zweck, den sie zu erreichen hofften, in Morsee unerreicht bliebe, nämlich der, daß sich der von Natur schüchterne Escher im Umgange mit den Menschen gewandter benehmen lerne, und so wurde denn beschlossen, ihn von Morsee wegzunehmen, was nicht lange nach seiner daselbst empfangenen Confirmation geschah.

Die Eltern hatten für ihn die Stadt Genf auserſehen, und Eſcher ſelbſt war mit dem Tauſche ſehr einverſtanden, zumal eine liebe Schweſter ſich in einer weiblichen Bildungsanſtalt in Genf befand, mit der er denn nach einer Trennung eines Jahres wieder zuſammentraf, zu Beider Freude und innigerem geſchwiſterlichen Aneinanderſchließen.

Im Hauſe eines deutſchen Kaufmanns, der den Eltern befreundet war, wurde er aufgenommen.

Auch im Hauſe des Herrn Bürlin, bei welchem er jetzt ſeinen Aufenthalt nahm, war er indeſſen wieder ſo ziemlich ſich ſelbſt überlaſſen. Obwohl geſchickter Kaufmann, ließ ihn jener dennoch nicht in ſeine Schreibſtube, weihete ihn nicht in ſein Handelsgeſchäft ein, ſondern hielt ihm einen Leherr zum Unterrichte in der Buchhaltung, der ſelbſt nicht viel verſtand, und da Bürlin in den Wiſſenſchaften ſelber nicht ſonderlich daheim war und alſo nichts leiſten konnte, ſo legte er des jungen Menſchen weitere Ausbildung in die Hand eines jungen Geiſtlichen.

Es war ein Glück, daß dieſer Geiſtliche ein tüchtiger Menſch war, dem Eſcher ſich mit aller Anhänglichkeit ſeines reinen und treuen Gemüthes anſchloß. Zwiſchen Beiden ſchloß ſich ein Freundſchaftsbund, der durchs ganze Leben dauerte. Sein Unterricht war bildend und fruchtbar. Mit ihm und andern jungen Freunden wurden von Genf aus wieder Wanderungen in die Bergwelt und in das Rhone thal unternommen, und überall wußte der brave Pfarrer Vaucher nützliche Belehrungen anzuknüpfen; beſonders machte

er Escher'n mit der Pflanzenkunde bekannt und fachte die Liebe für diesen schönen Theil der Naturkunde in seiner empfänglichen Seele an. Außerdem hatte er Umgang mit dem deutschen Pfarrer Fels, der aus St. Gallen stammte, und war in den Kreisen der Anstalt sehr freundlich aufgenommen, in welcher seine geliebte Schwester sich aufhielt. Das war hauptsächlich für seine Gewandtheit im geselligen Leben sehr wohlthätig, und gab ihm jene feinen geselligen Formen, die ihn auszeichneten.

Neun Monate hatte Escher in Genf zugebracht, als er in's theure Elternhaus zurückzukehren berufen wurde.

Sollte er von den Ufern des herrlichen Genfer-See's scheiden, ohne die wunderbare Gebirgswelt kennen gelernt zu haben, die näher und entfernter ihn umgibt? Dafür war die Liebe zu der Ersteigung der Hochalpen und ihrer Eisgletscher und ihrer Schneegipfel zu groß, der Reiz, diese einsame, großartige, wunderbare Welt in der Nähe zu sehen, den gewaltigen Montblanc, diesen Riesen der Berg- und Alpenwelt, möglichst nahe zu betrachten, gar zu mächtig. Wußte er ja doch nicht, ob ihm der Gang seines späteren Lebens das jemals wieder gestatten würde.

So wurde denn eine Bergreise beschlossen und ausgeführt, auch die Rückreise so eingerichtet, daß er die schönsten und wichtigsten Orte des schönen Rhonethals besuchen konnte und reich an großartigen Erinnerungen und nachhaltigen Eindrücken endlich heimkehrte.

Zu Hause trat er nun in nähere Beziehungen zum väterlichen Fabrikwesen, das ihm aber viele Zeit ließ, seine eigene Weiterbildung zu fördern durch Lesen guter Bücher, besonders Reisebeschreibungen, für die er eine große Vorliebe hegte; auch seine Liebhabereien zu pflegen, wozu besonders Pflanzenkunde und Zeichnen gehörten. Er trat nun auch in die Cantonsmiliz und theilte ihre militärischen Uebungen. Diese hielten ihn jedoch nicht ab, auch wieder Bergwanderungen von größerer Ausdehnung vorzunehmen, die ihm nicht nur reichen Genuß, sondern auch Vermehrung seiner Kenntnisse bereiteten.

Es war in jenen Tagen in Zürich eine allgemeine Sitte, daß Söhne bemittelter Familien eine längere Reise in's Ausland, die sogenannte „Fremdenreise“ vornahmen. Auch Escher sollte das, und nichts konnte dazu eine bessere Veranlassung darbieten, als die Reise seines ältern Bruders nach Paris. Dies konnte ihm nur willkommen sein, wenn auch ein anderer Wunsch seine Seele erfüllte, der nämlich, sich einige Zeit auf der Universität Göttingen aufzuhalten. Davon wollte er jedoch noch Nichts merken lassen, und vertraute dem alten Sprüchworte: Kommt Zeit, kommt Rath. Den Gedanken aber hielt der wissensdurstige Jüngling unverrückt fest.

So trat er denn die Reise in Gottes Namen an. Er fand jetzt, und in Paris noch mehr, den Vortheil, den ihm die gelesenen Reisebeschreibungen gewährten. Er war dadurch in Frankreich nicht fremd, und konnte sich in Paris,

wo so unendlich viel Merkwürdiges zu sehen war, ohne fremde Hülfe zurechtfinden. Hier zog ihn Alles an, nicht nur die schönen Gebäude, die reichen Kunstsammlungen, sondern auch die Wohlthätigkeits-Anstalten, die Krankenhäuser und Alles, was zur Erquickung der leidenden Menschheit dient. Tief erschütterte es ihn, wenn er in diesen großartigen Anstalten dennoch die Leichtfertigkeit, Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit wahrnahm, womit im Ganzen hier die unglücklichen Leidenden behandelt wurden. Er selbst sagt in seinem Tagebuche darüber: „Wenn ich „denn nun vollends noch die Gleichgültigkeit der Aerzte und „Wärter bei Besorgung dieser Schaaren elender und kran„ker Menschen betrachtete, und mich der schönen Worte „des Heilandes erinnerte: „„Alles, was Ihr einem der „„Geringsten meiner Brüder gethan haben werdet, das „„habt Ihr mir gethan;““ da ward es mir unbegreif„lich, daß Menschen, die sich Christen nennen, ihre Neben„menschen ohne Mitleid und Theilnahme also schmachten „und verderben lassen können.“

In diesen Worten des noch so jungen Mannes spricht sich so recht lebendig seine Seele aus, und sie lassen uns einen Blick thun in sein Inneres, welches von ächter, lauterer Menschenliebe erfüllt war, die später ihren thatfrischen Ausdruck in dem fand, was er im Linththale zur Rettung von Hunderten ausführte, die dort dem gräßlichsten Elende preisgegeben waren.

Zwei Monate dauerte sein Aufenthalt in Paris. Jeder

Tag wurde mit der Betrachtung irgend eines sehenswerthen Gegenstandes, einer wichtigen Anstalt, nützlich bezeichnet; und sein Tagebuch enthält darüber die treffendsten Bemerkungen. So gesunde richtige Urtheile offenbaren seine sittliche Reinheit, sein wahrhaft frommes, edles Herz in einer Weise, die uns mit Liebe und Achtung für den tüchtigen jungen Mann erfüllen.

Ein Gedanke, der Escher'n sehr nahe lag, war der, von Paris aus London und überhaupt England zu besuchen, und er führte ihn nun in Gesellschaft eines Landsmannes aus. Da eröffnete sich ihm eine neue Welt. Die See, die Kriegs- und Handelsschiffe, die Seehäfen und ihr wunderbares Treiben; der Welthandel, der hier seine mächtigen Arme nach allen Himmelsgegenden ausreckt; das Eigenthümliche des Volkes und des Lebens, im Gegensatze gegen Frankreich und das französische Volk; der Reichthum und die Pracht Englands — das Alles zog ihn auf eine ungewöhnliche Weise an. Es konnte nicht ausbleiben, daß er Land und Leute mit denen verglich, die erst kurz vorher ihn zu Beobachtungen und Betrachtungen veranlaßt hatten; aber, wenn er diese Vergleiche anstellte, so konnten die Ergebnisse nicht zum Vortheile Frankreichs und der Franzosen ausfallen. Als er aber erst London sah, und dort, wie er es in Paris gethan, die Hospitäler und Armenhäuser und die derartigen Anstalten kennen lernte, da traten ihm erst die Unterschiede entgegen, welche entschieden zu Englands Gunsten ausfielen.

Wie mußten die Gerichtsverhandlungen auf ihn wirken, da er hier zum ersten Male das Gericht der Geschworenen kennen lernte! Er hatte Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Sechzehnten gesehen, und auch dort das richterliche Verfahren beobachtet. Wie wurde er hier von der volksthümlichen Einrichtung überrascht! Er hatte das Glück, in London sehr wackere Landsleute zu finden, an die er auch theilweise empfohlen war, und diese ließen sich keine Mühe verdrießen, den liebenswürdigen, wißbegierigen, an allem Wahren, Guten und Schönen den lebendigsten Antheil nehmenden jungen Mann nicht nur mit allem Sehens- und Beachtenswerthen, sondern auch mit ausgezeichneten Männern bekannt zu machen, wodurch Escher's Geist in immer weitere Bahnen geleitet wurde und ihm immer neue belehrende Gegenstände in der Beobachtung entgegentraten.

Wie anziehend auch Alles für ihn war, was er hier sah, so machte doch die neblige, mit Steinkohlenstaub und Rauch erfüllte Luft London's einen übeln Einfluß auf seine Gesundheit geltend, und er mußte daran denken, das Land zu verlassen, das seine Kenntnisse außerordentlich erweitert hatte, obgleich die englische Sprache ihm Hindernisse in den Weg stellte.

Der schon längst gehegte Wunsch, die hohe Schule von Göttingen besuchen zu dürfen, wurde ihm gewährt, und mitten im Winter, um Neujahr 1787 landete er in Ostende, durchreiste das jetzige Belgien und Holland, sah die alten, ehrwürdigen Städte Belgiens, bewunderte den Wohlstand

und die große Reinlichkeit Hollands, und eilte dann durch Deutschland nach dem ersehnten Göttingen, wo er den Durst nach Erkenntniß und Wissenschaft zu stillen hoffte.

Gereifter an Herz und Geist, bereichert durch mancherlei Kenntnisse und Anschauungen, die er als Ergebnisse der Reisen, die er gemacht, betrachten durfte, betrat er auf der deutschen Hochschule abermals eine neue, eigenthümliche Welt. Er fand in Göttingen viele Landsleute, aus vielen Cantonen der Schweiz, und machte sich bald heimisch, was ihm um so mehr gelang, als er sich hier mit großem Eifer den Wissenschaften widmete, die ihn besonders anzogen. Ehe jedoch die Zeit der Vorlesungen begann, besuchte er die Hansestädte und machte hier nicht nur wichtige Bekanntschaften, sondern sammelte auch einen Schatz eigenthümlicher Anschauungen.

Escher benutzte seine Zeit in Göttingen sehr gewissenhaft und sorgfältig, und erwarb sich nicht nur in den Vorlesungen, sondern auch im persönlichen Umgange mit den gelehrtesten Männern ein reiches Maas von Kenntnissen.

Gerne wäre er länger geblieben, hätte sich vielleicht gerne irgend eine gelehrte Laufbahn erwählt; aber er hatte heilige Verpflichtungen gegen seine Eltern und Familie, und pries sich glücklich, daß er bis zum Spätjahr 1788 hatte bleiben können. Allerdings war es ihm in den Willen gestellt, noch ein drittes Halbjahr in Göttingen zu bleiben oder diese Zeit auf Reisen zu seiner Ausbildung zu benützen. Schon auf den Hochalpen seines Vaterlandes hatte oft eine mächtige Sehnsucht nach dem Lande seine

Brust erfüllt, das jenseits der Alpen lag, nach dem tausendfach gepriesenen, schönen Italien. Auch hier trat ihm der Gedanke nahe: Wirst Du in deinen spätern Lebensjahren, wenn Du eine Stellung in deinem Vaterlande hast, noch einmal Gelegenheit gewinnen, das schöne Land zu sehen? Und wenn er sich diese Frage stellte, konnte er sich die Ungewißheit nicht verhehlen, in der das „Ja" schwebte. So entschied er sich, die Reise nach Italien zu unternehmen, und verließ den 18. März 1788 mit herzlichem Wehe den Kreis der Freunde, in dem er in Göttingen schöne Stunden verlebt hatte und die Stätte, da reiches und tiefes Erkennen sich ihm dargeboten.

Er nahm seinen Weg über Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt und sich durch das Lesen guter Bücher über Italien zu seiner Reise vorbereitete; dann ging's über Triest nach Venedig; dann durch Italien hinab, zuerst nach Neapel, um auf der Rückreise längere Zeit in sehen, zu Rom zubringen zu können. Wie Vieles hatte er hier zu beobachten! Er thats auch mit all der Schärfe seiner Beobachtung, mit all dem Eifer und Fleiße, der die Zeit auskaufen will, mit all der Liebe, die ihn zu den Schätzen der Kunst, zu den herrlichen Ueberresten aus einer großen Vergangenheit hinzog. Dann reiste er dem nördlichen Italien zu, sah die schönsten Städte des Landes, und endlich wehte ihn wieder der Hauch der Heimath über die mächtige Alpenkette herüber an, welche wie eine ungeheure Mauer von Felsmassen, Eis und Schnee die Schweiz von

Italien scheidet. In Genf weilte er bei dem theuren Freunde aus der Zeit seines Jugendlebens, verlebte mit ihm und bei ihm glückselige Stunden, und eilte dann nach Zürich zurück, in's theure Vaterhaus, das er, gereift an Leib und Seele, bereichert für das Leben mit tüchtigen Kenntnissen und befestigt in seinen edeln Grundsätzen, wieder betrat mit dem festen, vor Gott gefaßten Entschlusse, nun mit aller Kraft und Freudigkeit dem geschäftlichen Leben, aber auch dem geliebten Vaterlande sich zu weihen. Sein Tagebuch, das er während seiner Abwesenheit aus dem Vaterlande und auf seinen weiten Reisen geführt, schließt mit den Worten: „Und nun auf immer Dein, o Vaterland!"

Diese Schlußworte seines Tagebuchs, was sagen sie anders, als daß all sein geistiges Einsammeln in ihm den bewußten Zweck hatte, er habe es für's Vaterland gethan, das ihn mit hohem Rechte zu seinen edelsten Söhnen zählt. Sein späteres Leben aber zeigt es erst, wie er dies Schlußwort in seiner Tiefe auffaßte und das, was es ausdrückt, mit der That bewährte.

III.

Es war ein wichtiger Augenblick, seine Rückkehr in's Vaterhaus, in's Vaterland; denn Beiden hatte er, und dessen war er sich klar und lebendig bewußt, heilige Schul-

den abzutragen. Er hatte den festen Willen, die Kraft und Fähigkeit dazu. Zwar trat er wieder in die Berufsgeschäfte ein, die er bei seiner Abreise in's Ausland verlassen hatte; allein eine eigene, feste Berufsart war noch nicht von ihm gewählt. Hatte er ja doch für's Erste einen reichen Wirkungskreis im väterlichen Fabrikwesen, um mit aller Sammlung des Geistes prüfen und wählen zu können, ob er in diesem Kreise oder in einem andern seine Kräfte verwende. Seine äußere Lebensstellung war der Art, daß die Noth nicht gebieterisch an ihn herantrat, wie leider an hundert Andere, um zu drängen zu rascher Entscheidung, wo dann oft die Neigung schweigen muß, um andern Rücksichten das Feld zu räumen, die vielleicht grade jener entgegengesetzt sind. —

Seine Thätigkeit widmete er, wie bemerkt, dem kaufmännischen Theile des väterlichen Geschäftes. Wie aber Escher in allen Stücken eine gewisse Ordnung herrschend machte, so waren auch seine Tagesstunden vom frühen Morgen an sorgsam eingetheilt, und zwar in die Geschäftszeit und in die, welche er seiner Weiterbildung in den Wissenschaften widmete. In dieser Ordnung blieb er selbst dann, als er sich mit Regula von Orelli vermählte, eine Ehe, die eine recht glückliche genannt werden konnte.

Besonders muß es hervorgehoben werden, wie er, der tiefreligiöse junge Mann, jeden Abend eine strenge Selbstprüfung vornahm, ein nicht von selbstsüchtiger, selbstgenug=

samer Eitelkeit beschränktes, vielmehr mit nüchterner Wahrheitsliebe und Strenge gegen sich selbst geleitetes Gericht, und erst wenn er dann seine Fehler dem Herrn bekannt, Vergebung und Kraft zur Besserung erfleht, und diese mit festem Willen gelobt, schlief er in Frieden ein. O, thuet Alle des Gleichen! rufe ich meinen lieben Lesern zu.

Welch ein wahrhaft frommes, sittlich heiliges Streben bei einem Manne, der in dem Anfange der Zwanziger Jahre stand! Wie nachahmungswürdig für Jeden! So hielt er die Zügel in der eigenen Hand; so war der Weg zu allem Edlen und Guten gebahnt, und die Gewißheit einer hohen sittlichen Vollkommenheit gewährleistet.

In seinem Selbstfortbildungsgange blieben die Naturwissenschaften Lieblingsbeschäftigung, besonders die Gebirgskunde, zu der er immer neue Reize im Anschauen der Berge seines Vaterlandes und in jährlich unternommenen Gebirgswanderungen fand, an die er seit seiner Jugend gewöhnt war, und zu denen ihn jetzt nicht nur die wissenschaftliche Erforschung, sondern auch das Bedürfniß, sein Vaterland nach allen Richtungen kennen zu lernen, um ihm einst desto sicherer dienen zu können, antrieb.

Im Jahre 1793 unternahm er eine Wanderung, welche ihn in die Gegenden führte, wo er einst die edelste Aufgabe seines Lebens und seiner Kraft mit so ungemein gesegnetem Erfolge lösen sollte. Sein vortrefflicher Lebensbeschreiber Hottinger, dem ich in dieser Beschreibung von Escher's

Leben folge, theilt aus den ihm reichlich zu Gebote stehenden Tagebüchern Eschers das mit, was er damals über das Linththal niederschrieb. Es zeugt von einer eingehenden Erforschung. Angeregt war er dazu durch eine Schrift des verehrungswürdigen J. Rudolf Meier von Aarau, der sich mit tiefinniger Theilnahme über das Elend aussprach, welches die Versumpfungen im Linththale anrichteten, theils durch Zerstörung der fruchtbaren Ländereien, theils durch die ungesunden Ausdünstungen der Sümpfe. Hier war es aber bei Eschern nicht das Bestreben allein, eine richtige Einsicht zu gewinnen, sondern sein menschenliebendes Herz war betheiligt. Konnte er es gleichgültig mit ansehen, wenn die Ueberfluthungen der reißenden Linth jährlich mehr dem armen Thalvolke die Mittel seiner Ernährung, seines Bestehens entzogen? Konnte ein Herz wie das seinige gleichgültig bleiben, wenn die Zerstörung der Gesundheit bei den Bewohnern des Thales durch langsam tödtende Sumpffieber, bei den Kindern durch Blödsinn und völlige leibliche und geistige Verkrüppelung, reißende Fortschritte machte? Bluteten doch die Herzen aller Menschenfreunde bei dem Anblicke solchen Elendes! — Aber das Bette der Linth erhöhte sich durch Sand und Gestein, welches die Fluthen aus den Alpenthälern mit sich führten, immer mehr; in dem Maße, wie ihre Fluthen höher getragen wurden, mußten die Versumpfungen im Flachlande der Thalsohle zunehmen, und die Zeit war nicht eben sehr ferne, wo der fleißige Bewohner der zerstörenden Natur=

kraft weichen und auswandern mußte, wenn er nicht mit den Seinen im tiefsten Elende hinsterben oder verhungern wollte.

Des edlen J. Rudolf Meiers Wort war in Eschers Seele auf einen fruchtbaren Boden gefallen; die eigene Anschauung der Stätte des Elends so vieler armen Menschen hatte einen Dorn in seinem Herzen zurückgelassen, den er nicht mehr los werden konnte, und Eschers eigenthümliches, dem Nachdenken zuneigendes Wesen, sein gefühlvolles, für Menschenwohl schlagendes Herz ließen ihn, wenn einmal ein solcher Gedanke Wurzel geschlagen, nicht mehr davon loskommen. Wenn auch andere hochwichtige Angelegenheiten denselben eine Weile in den Hintergrund drängen konnten, so trat er doch sicher zu geeigneter Stunde wieder in seine Rechte. Selbst wenn seine innerste Natur nicht so geeigenschaftet gewesen wäre, sein Tagebuch, welches er mit großer Treue und Strenge führte, würde diesen Gedanken immer wieder aufgefrischt haben.

So wenig seine Berufsgeschäfte, denen er mit aller Treue vorstand — denn es war in Allem ein leitender Grundgedanke seiner Seele, nichts halb, alles ganz zu thun — ihn von dem Eifer, an seiner eigenen Fortbildung zu arbeiten, und von seinen Bergwanderungen zurückhalten konnten, ebenso wenig vermochten sie, ihn gemeinnützigen Bestrebungen zu entziehen.

In Zürich bestand eine Gesellschaft von edlen Männern, deren Zweck es war, bedrängten Familienvätern die helfende

Hand zu reichen, für eine gründlichere Heranbildung des jungen Handwerksstandes thätig zu sein, und mit aller Kraft dahin zu streben, daß in weiteren Kreisen, besonders aber dem weiblichen Geschlechte, gute und nützliche Bücher zum Lesen dargeboten werden möchten.

Der Verein hatte eine ziemlich große Ausdehnung. Er hatte, besonders um die dem Handwerkerstande so nöthige Zeichenkunst zu üben, eine Sonntagsschule gegründet, und suchte auch auf das jüngere Geschlecht, die Lehrlinge und Knaben, seinen segensreichen Einfluß zu verbreiten. Die Zwecke des Vereins waren so innig mit dem Wesen und der Richtung Eschers verwachsen, daß er ihm nicht fern bleiben konnte, vielmehr eins seiner eifrigsten und opferbereitesten Mitglieder wurde.

Bald aber sollten sich Eschers Wege auch in andrer Richtung ausbreiten und verlängern. Es trat doch mehr und mehr in seiner Seele der Wunsch zu Tage, sich durch Eintritt in den Staatsdienst eine Lebensbahn zu schaffen, die ihm mehr zusagte, als die gewerbliche. Junge Männer, welche dies erstrebten, pflegten an dem Stadtgerichte sich zu beschäftigen. Escher erhielt um so eher eine Richterstelle bei diesem Gerichte, als seine Tüchtigkeit, die allgemeine Achtung, die er sich in seiner Vaterstadt erworben, und der Einfluß seiner Familie ihm den Weg dazu ebneten. Diese Stellung währte indessen nur ein Jahr. Immer mehr huldigte er einer Richtung, welche der Dichter in den Worten bezeichnet:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
„Dort sind die besten Wurzeln deiner Kraft."

Er wurde Mitglied der schweizerischen Gesellschaft in Olten, der schweizerischen militärischen in Aarau, und als Mitglied dieser letzteren sollte ihm bald eine neue Laufbahn eröffnet werden; denn es zogen Wetterwolken am Himmel herauf, die nicht geringe zu achten waren und die Schweiz nöthigten, an ihren eigenen Schutz durch die Kraft ihrer Söhne zu denken.

An den Grenzen des Kantons Basel standen die Heere Frankreichs und Deutschlands einander gegenüber, und die Basler Cantonsregierung mußte eidgenössischen Schutz ihres Gebietes beanspruchen.

Damals stellte Zürich 175 Mann, und Escher wurde beordert, als Oberlieutenant an ihrer Spitze ins Feld zu rücken. Er war bei seiner Weise, mit Andern liebevoll umzugehen, schnell im unbeschränkten Besitze der Achtung und Liebe aller seiner Untergebenen. Er und seine Leute wurden zum Vorpostendienste verwendet. Es kam indessen zu keiner Gelegenheit, ihren Muth und ihre soldatische Tüchtigkeit zu bewähren, und bald wurden sie mehr in's Innere verlegt.

Die kriegerischen Zustände verliefen indessen, und Escher kehrte mit dem Anfang des Jahres 1793 in seine Vaterstadt zurück, ohne, wie man zu sagen pflegt, Pulver gerochen zu haben. In Frankreich ging derweilen die

Revolution ihren blutigen, schrecklichen Gang und die Blicke Aller waren dorthin nicht ohne bange Ahnungen, jedenfalls aber mit den schmerzlichsten Gefühlen, gerichtet. Noch tiefer aber schmerzte den Vaterlandsfreund die traurige Wahrheit, daß die Schweiz nicht mehr die — alte Schweiz war und daß, wenn Stürme kamen, schwere Prüfungen ihr bevorstehen mußten. Um von seiner Seite aus auf die Berichtigung mancher falscher Anschauungen einzuwirken, hielt Escher in Zürich gemeinfaßliche Vorträge für Jünglinge, die der Schule entwachsen waren. Daß es dabei auch sein Zweck war, vaterländische Gesinnung zu wecken und zu pflegen, das lag bei ihm sehr nahe; aber in eben dem Maße suchte er auch das sittliche Gefühl zu beleben.

Wo er nützen zu können glaubte, da war er mit seiner ganzen Thatkraft bereit und Hemmnisse schreckten ihn dabei nicht ab, sie hoben vielmehr seinen Muth, sie zu besiegen.

Der Gedanke an das unglückliche Linththal lag indessen immer noch wie ein Stein auf seinem Herzen. Eine besondere Veranlassung, sich darüber auszusprechen, gab ihm ein Aufsatz, den er im Jahre 1796 schrieb und drucken ließ. Die allgemeine Aufmerksamkeit war ohnehin auf das Unglück des armen Linththales gerichtet worden. Sein Bericht wies nicht nur die schauderhaften Thatsachen nach, sondern auch die Quellen, aus denen sie mit Nothwendigkeit hervorgingen. Er deutete aber auch zugleich die Heilmittel an und entwickelte

vollständig den Plan, den er in seinem klaren Geiste entworfen hatte und den er später mit so glänzendem Erfolge zur Ausführung brachte. Freilich erging es ihm nach der Welt Lauf, man rechnete es dem jungen Manne hin und wieder als Anmaßung an, so bestimmt sich auszudrücken; allein die weit überwiegende Mehrzahl seiner Landsleute billigte seine Ansichten und trat auf seine Seite. In Zürich hielt er fort und fort Vorlesungen, welche großen Beifall fanden. In dem naturgeschichtlichen Theile derselben wies er überall auf die Weisheit des Schöpfers hin und wirkte durch diese von frommem Glauben getragenen, zu Gott führenden Vorträge segensreich auf seine zahlreichen Zuhörer.

Diese friedlichen, gemeinnützigen Bestrebungen wurden durch das wüste und wilde Kriegsgeschrei unterbrochen. Die Oesterreicher hatten die Franzosen zurückgedrängt, und es stand zu besorgen, daß deren Rückzug durch einen Theil der Schweiz gehen würde. Ein Aufgebot der Miliz erfolgte, und Escher rückte mit seiner Compagnie in den Canton Schaffhausen, um dem Durchzug wehren zu helfen.

Schon im folgenden Jahre gestaltete sich alles kriegerisch, und es war ein schlimmes Vorzeichen, daß auch in der Schweiz der Schwindel der Revolution sich mehr und mehr verbreitete und den Boden gesetzlichen Bestandes unterwühlte. Allerdings war auch Vieles in den Einrichtungen der Schweiz veraltet und verrottet. Dennoch wollte man von Seiten derer, die das Heft in der Hand hatten

und behalten wollten, nicht daran, zu bessern. Escher und alle diejenigen, welche den Sturm kommen sahen, erhoben umsonst bittend und mahnend, warnend und drängend, ihre Stimmen, und als man endlich die angerathene Bahn einschlagen wollte, war es, wie fast immer, zu spät. Die gütliche Ausgleichung verfing nicht, und der Canton Zürich mußte durch freie Wahl eine Landesversammlung aufstellen, um eine neue Staatsverfassung zu entwerfen, die auf den so beliebten Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit ruhen sollte.

In diese Versammlung wurde Escher gewählt. Er gab sich, obwohl innerlich überzeugt, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde, seinem Berufe hin; aber mittlerweile fiel Bern in die Gewalt der Franzosen und Zürich bot ihnen, nothgedrungen, die Hand.

Vieles müssen wir hier ruhen lassen, um in den allgemeinen schweizerischen Verhältnissen Escher'n nicht aus dem Auge zu verlieren. Mit Widerwillen hatte er selbst mit den Franzosen unterhandeln müssen; mit Widerwillen kehrte er heim. Und dennoch, der Pflicht des Bürgers gegen sein Vaterland eingedenk, sich selbst überwindend, trat er, als die Schweiz sich als einen Freistaat erklärte, nach dem Willen seiner Landsleute in den großen Rath ein. Er verhehlte sich die Schwierigkeit seiner Stellung, seiner Aufgabe nicht.

Und schwierig war sie wirklich; Escher aber blieb sich überall gleich: streng rechtlich, unbestechlich redlich, wahr, ge-

recht, gewissenhaft und dem Vaterlande treu, handelnd nach seinem besten Wissen und Gewissen.

So mußte er alle die Wirren und Kämpfe der Revolutionszeit durchkämpfen helfen, die oft heiß und erbittert waren; aber er hielt allezeit furchtlos sein Banner, dem er treu blieb, hoch, und selbst seine erbittertsten Gegner mußten seiner Denkart, seinem Handeln Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn achten und ehren, weil nie Selbstsucht ihn leitete.

Es ist hier nicht am Orte, allen den Begebenheiten zu folgen, in denen Escher mithandeln mußte. Alle diese Wirren löften sich endlich und er dankte Gott, einmal wieder dem glücklichen Leben in seiner Familie zurückgegeben zu sein, seine kaufmännischen Geschäfte und seine Lieblingsbeschäftigungen wieder aufnehmen zu können nach jahrelanger Abwesenheit, in der er dem Vaterlande nach besten Kräften und in der redlichsten Absicht mit großer Uneigennützigkeit gedient. Wie fühlte er sich so glücklich; wie sprach er dies Gefühl so dankbar gegen Gott aus! Seine Tagebücher zeugen dafür.

Mittlerweile hatte Napoleon die Herstellung der Ordnung in der Schweiz in seine Hand genommen. Die Parteien waren noch immer thätig und Escher ging bei den Wahlen der neuen Behörden leer aus. Dennoch sollte ihm nicht völlige Befreiung von Staatsgeschäften zu Theil werden. Man wählte ihn in den Erziehungsrath und

in die Aufsichtsbehörde der Züricher Kunstschule. In den Stadtrath von Zürich, in den man ihn gerne gezogen, trat er nicht, wohl aber nahm er eine Stelle im Waisenamte an. Wie immer erfüllte er seine Berufspflichten mit großer Gewissenhaftigkeit.

Im Erziehungsrathe war er gerade an seiner Stelle; denn was konnte dem edlen Manne mehr am Herzen liegen, als die Bildung seiner Mitbürger? Der Gründung und Einrichtung einer Bürgerschule in Zürich widmete er mit besonderer Liebe seine Thätigkeit und griff selbstthätig ein, als es galt, den Unterricht in den Naturwissenschaften einzurichten. Sehr oft trat er unvermuthet während des Unterrichtes in die Schulen. Seine Freundlichkeit gewann ihm die Herzen der Lehrer und Lernenden, und seine Ansprachen und Aufmunterungen wirkten belebend und erfrischend auf Beide.

Trotz seiner Geschäftsthätigkeit und dieser amtlichen blieb ihm Zeit, seine wissenschaftlichen Liebhabereien mit großem Erfolge zu betreiben, und selbst noch seinen eigenen Kindern Unterricht zu ertheilen. Daraus geht seine außerordentliche Arbeitskraft und Unermüdlichkeit hervor, aber auch das eigenthümliche Vermögen, dem, was er gerade betrieb, seine ganze volle, geistige Kraft zuzuwenden. Auch die Bergwanderungen, bei denen ihn meist gleichstrebende Freunde begleiteten, begannen wieder in dieser Zeit eines harmloseren Lebens.

Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, wo er dem

unglücklichen Linththale seinen Geist, sein Herz, seine Kenntnisse, seine Thatkraft zuwendete.

In dem Neujahrsblatte der Züricher Hülfsgesellschaft erließ er einen neuen Rettungsaufruf an die schweizerische Nation. Hören wir seine eigenen Worte; denn sie geben uns das treueste Bild jenes grauenvollen Zustandes der Versumpfung und des daraus hervorgehenden Elendes:

„Vier Stunden über dem Zürichsee liegt der ebenfalls „vier Stunden lange Wallensee. Die beiderseitigen Ge„birge, die denselben einschließen, sind so steil und abhän„gig, daß keine fahrbaren Straßen längs den Ufern des„selben Raum finden und also die Kaufmannswaaren „durchaus über Wasser verführt werden müssen. Am „oberen und unteren Ende des Wallensees fanden daher „die Bewohner der beiden Städte Wallenstadt und Wesen „reichlichen Verdienst bei diesem Transithandel und Wohl„stand erhob sich um so mehr unter ihnen, da die Gegend „rings umher sich durch natürliche Fruchtbarkeit auszeich„nete. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts „blieb die Lage der beiden kleinen Städte eine günstige, „und Niemand ahnete das Herannahen einer furchtbaren „Ursache menschlichen Elendes."

„Eine halbe Stunde unterhalb Wesen vereinigt sich mit „der aus dem Wallensee abfließenden Maag die Linth, die „aus den Thälern des Kantons Glarus dem Zürichsee zu„eilt. Dieser Strom hat seine Quellen in den verglet-

„scherten Hochgebirgen des Hausstockes und Döbiberges,
„von denen stets eine zahllose Menge von Steinen durch
„die Verwitterung herabstürzen, welche bei großen An-
„schwellungen der Linth von dieser mehr oder minder weit
„fortgeschwemmt werden, wodurch sich dann das Bette
„dieses Stromes, wie fast aller Bergströme, allmählich er-
„höht und das benachbarte Land häufigen Ueberschwem-
„mungen und Verheerungen aussetzt. Diese Erhöhung des
„Strombettes der Linth verlängerte sich allmählich bis
„unter ihre Vereinigung mit der Maag hinab, so daß nach
„und nach der Wallensee in seinem Abflusse gehemmt wurde.
„Die natürliche Folge war das Steigen seiner Wasser-
„fläche und das Austreten des See's über die niedrigen
„Wiesen des Endgestades, wodurch bereits einige Tausend
„Jucharten des schönsten Landes entweder versäuert oder
„in Sumpf verwandelt worden sind. Da unterdessen die
„verderblichen Ursachen unaufhörlich fortwirken, so greift
„auch das Uebel immer weiter und unaufhaltsamer um
„sich. Die Hebung des Strombettes folgt durch das ganze
„breite Thal hinab dem Laufe desselben bis zu seinem
„Eintritt in den Zürichsee und in dieser ganzen Länge
„werden die Wiesengründe überschwemmt. Bereits ist das
„Uebel so angewachsen, daß die Anwohner der Linth un-
„vermögend sind, demselben zu wehren. Auch der Schän-
„niser Sumpf, in dem Umfange einer halben Quadrat-
„stunde, ist eben daher entstanden. So kommt es dahin,
„daß selbst Ordnung, Arbeitsliebe und Sparsamkeit die

„Bewohner dieser Gegenden vor drohender Armuth nicht „mehr zu schützen vermögen. Die Straßen von Wallen„stadt und Wesen sind im Sommer nur noch für Schiffe „brauchbar. Die Ueberschwemmung fluthet in die Erd„geschosse der Häuser, ersteigt schon da und dort die ersten „Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen Schlamm die „Sommerhitze verpestende Dünste entwickelt und ekelhafte „Insekten erzeugt. Daher kommt es, daß die Bevölkerung „schon seit längerer Zeit unter ihrem früheren Verhältnisse „steht. In den schwächlichen, blassen und geistlosen Ge„stalten glaubt man wandelnde Schatten zu sehen, abgehärmt „durch das Gefühl ihrer eigenen Abnahme, noch mehr aber „durch den Anblick ihrer noch unglücklicheren Kinder. Da „ferner der in dem trägen Moraste und faulenden Wasser „erzeugte Krankheitsstoff sich endlich der ganzen zwischen „hohen Gebirgen eingeschlossenen Luftmasse mittheilt, so „werden durch die immer gefährlicheren Wechsel- und Faul„fieber nicht mehr blos die bereits genannten Städte, son„dern auch die großen Dörfer zwischen dem Wallen- und „Zürichsee betroffen. Selbst über diesen letzten schreitet „schon die Seuche hinweg und erzeugt fern von ihrem „Ursprunge bisher unbekannte Krankheiten, die man aus „keiner anderen Quelle herzuleiten weiß."

So ergreifend und doch mit so einfachen Zügen schilderte der edle Mann mit dem Herzen voll liebreichen Erbarmens das Elend der schwerbetroffenen Menschen, das

mit jedem Jahre einen größeren Maßstab annahm und, wie er so klar nachgewiesen hatte, annehmen mußte.

Schon im Jahre 1803 hatte Escher der in Freiburg versammelten Tagsatzung einen Plan vorgelegt, wie durch die Bildung einer Aktiengesellschaft die Mittel gewonnen werden könnten, die Quellen des wachsenden Unglücks, das Tausende in seinen Abgrund ziehen mußte, zu verstopfen.

In dem Maße hatte ihn der Gedanke an das unglückliche Linththal, an die ihrem Verderben entgegeneilenden Städte am Wallensee nicht ruhen und rasten lassen, selbst unter drückenden äußeren Verhältnissen. Jetzt begann der Rettungsplan vorherrschender Gedanke seiner Seele, ja seine Lebensaufgabe zu werden, und darin spiegelt sich sein menschenliebendes, treues Herz klar und entschieden.

Durch alle die Wirren seiner Zeit und seines Vaterlandes begleitet ihn dieser Rettungsplan. Unter allen aufregenden Geschäften seiner verschiedenen Berufsstellungen wendet sich sein Blick nach dem unglücklichen Thale und seiner hinsiechenden Bevölkerung. Immer auf's Neue ermißt er das fortschreitende Unheil, bei dem kein Zurückgehen, kein Stillstand möglich ist.

Die Tagsatzung hatte ihm auf die erwähnte Eingabe eröffnen lassen, sie sei bereit, auf seine Pläne einzugehen; allein sie könne es nicht unterlassen, vorher an Ort und Stelle durch geeignete Männer die Umstände untersuchen

und seine ausgesprochenen Ansichten über die Art und Weise der zu schaffenden Abhülfe prüfen zu lassen.

Daß seine Darlegung der Verhältnisse durchgeschlagen, daß überhaupt die Tagsatzung auf seine Mittheilungen eingehen wollte, das gewährte ihm eine hohe Freude. Wußte er ja doch, wie klar er gesehen, wie wahr er geschildert, wie sicher er in seinen Voraussagungen war. Nun war einmal der Stein in's Rollen gebracht. An ein Stillliegen war wohl kaum mehr zu denken.

Was die Tagsatzung angekündigt, kam zur Ausführung. Der Landammann Wattenwyl wurde damit beauftragt und übertrug das Geschäft Eschern selbst mit dem Rathsherrn Schindler von Glarus und dem Baumeister Osterried von Bern. Die Männer trafen im Mai 1804 in Wesen zusammen; allein der hohe Wasserstand ließ keine Vermessungen zu. Die Gehülfen seiner Arbeit sahen, wie richtig Eschers Angaben waren; sie erkannten, gleich ihm, das Maß der Noth, die Dringlichkeit der Hülfe, aber auch die Schwierigkeiten des Werkes, dessen Kosten sie auf 300,000 Franken berechneten. Der Bericht über den Befund und die Mittel der Rettung und Hülfe wurde ausgearbeitet, wirkte auch überzeugend und in hohem Grade erregend auf die Tagsatzung.

Diese Behörde ließ den angeregten Gedanken nicht nur nicht fallen, sondern ging im Gegentheil rüstig an dessen Ausführung. Ein Ausschuß mußte alle Vorbereitungen zu einem demnächst zu fassenden Beschlusse treffen.

Durfte in diesem Ausschusse unser Escher fehlen? Durfte der Mann fehlen, der mit den Verhältnissen des Linththals vertraut, wie kein Anderer, die Angelegenheiten dieser unglücklichen Gegend mit opferfreudigster Hingabe betrieben hatte?

Der Ausschuß, bestehend aus sachkundigen und wohlwollenden Männern, trat zusammen. Escher war wieder die Seele desselben und wurde in seiner Herzensangelegenheit zum Berichterstatter gewählt; damit aber wurde ihm eine Aufgabe zu Theil, die ein schweres Gewicht in die Wagschale dieser edlen Unternehmung zu legen geeignet war. Er löste sie so umfassend, so alle Einzelnheiten berücksichtigend, in so klarer, folgerichtiger Auffassung und Darstellung, daß er mit hoffendem Herzen dem Erfolge entgegensehen durfte. Und seine Hoffnung erfüllte sich. Die Tagsatzung legte den erstatteten Bericht demjenigen Beschlusse zu Grunde, welcher sich über die Kosten, die Weise der Ausführung und die Beaufsichtigung aussprach.

Eine solche Maßregel, deren Umfang so bedeutend, deren Kosten so hoch, deren Schwierigkeiten so gewaltig waren, konnte indessen nicht zur Ausführung kommen, ehe sich die drei dabei betheiligten Kantone, nämlich Schwyz, Glarus und St. Gallen darüber geäußert hatten. Die Angelegenheit wurde ihren Räthen zugefertigt und nach allen Seiten genauer Prüfung und eingehender Erwägung unterbreitet; aber sie war nicht in Zweifel zu

ziehen, sie war nicht abzuweisen, ohne daß die heiligsten Rücksichten aus dem Auge gesetzt, die heiligsten Pflichten hätten unerfüllt bleiben müssen. Die Gutachten fielen günstig aus; aber es war viel edle Zeit verloren worden, und erst am 17. Brachmonat des Jahres 1805 empfing der nun von Allen gebilligte erste Beschluß seine volle gesetzliche Bekräftigung. Diese Entscheidung machte Eschern glücklich. Sein Herz frohlockte. Eine neue Sonne ging über dem Linththale auf.

Die Tagsatzung erkannte auf's Neue seine Verdienste um diese That der Menschlichkeit dadurch an, daß sie ihn mit Zuziehung des Decans Ith von Bern beauftragte, einen Aufruf an alle Eidgenossen zu verfassen, der die Noth des Linththales schildern, die Gefahren des steten Fortschreitens hervorheben, die Rettungsmittel und Wege darlegen und zur Betheiligung an der Uebernahme der Aktien auffordern, die Herzen dafür erwärmen sollte. Das verstand Escher aus dem Fundamente. Er ging mit seinem wackeren Gehülfen rasch an's Werk und sah schon im Geiste das ersehnte Ziel um ein Großes näher gerückt; aber, was sind menschliche Berechnungen, was sind auch die reinsten und edelsten Absichten, wenn schwere Zeitereignisse gebieterisch ihr Halt! entgegenstellen? Der Aufruf war noch nicht gedruckt, um in Tausenden in's Land der Schweizer hinauszugehen, als der ganze Zustand der Schweiz eine Wendung nahm, die solche edle Werke in den Hintergrund zu treten zwang.

Es war jener Zeitpunkt, als der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich die Schweiz zu großen Anstrengungen und Opfern nöthigte. Die Einberufung und Ausstattung der Miliz, die Grenzbesetzung zum Schutze des Vaterlandes und die drohenden Gefahren ließen alles andere zurücktreten und geboten Schweigen in dieser wenn auch noch so hochwichtigen Angelegenheit.

Wann endet das drohende Unwetter? Wie weit wird es das Vaterland berühren? Wann wird wieder die rechte Zeit und Stunde kommen, an dies Werk zu gehen und den Nothschrei einer unglücklichen Bevölkerung durch thatkräftige Hülfe verstummen zu machen? Das waren Fragen, auf die der kurzsichtige Mensch vor der Hand keine Antwort hatte. Escher, der das Ziel näher als je hatte rücken sehen, legte mit gepreßtem Herzen den Aufruf zur Seite, und hatte nur einen betenden Blick zum Himmel; dem, der durch Nacht zum Lichte führen kann und allewege führt, befahl er gläubig sein Anliegen und folgte dem Rufe des Vaterlandes auf andere Bahnen.

Auch im folgenden Jahre ging kein günstiges Gestirn dem Werke auf, und der entsetzliche Bergsturz, der den Ort Goldau unter Felsen und Gerölle begrub, nahm die Herzen der Schweizer in einem Grade ein, daß jeder andere Gedanke wich. Zudem war, wie es schien, der Landammann dieses Jahres dem Plane nicht so geneigt, wie es zu wünschen gewesen wäre.

So kam das Jahr 1807 heran und mit ihm ein

neuer Landammann der Schweiz an die Regierung. Dieses Mal war es ein Züricher, dem näher als Anderen diese Sache am Herzen liegen mußte, da die tödtenden Sumpf- und Faulfieber bereits in seiner Vaterstadt ihren Heerd aufgeschlagen hatten. Es war Reinhard von Zürich, auf den Escher selbst einigen Einfluß hatte. Daß dieser nicht zögerte, ihn für das Werk zu gewinnen, lag zu nahe, um daran zweifeln zu können; aber der Nothruf von Zürich selbst, dessen Gesundheitsstand durch die verpestenden Aushauchungen des versumpften und täglich mehr versumpfenden Linththales im steten Abnehmen begriffen war, drängte besonders zur Entscheidung.

Landammann Reinhard ergriff die entschlummerte Angelegenheit mit kräftiger Hand und mit jenem Nachdrucke eines ernsten Willens, der den Erfolg sichert.

Sein erster Schritt war, daß er den Ausschuß, der sich schon früher gebildet und das Werk zuerst gründlich beleuchtend in seine Hand genommen, Escher, Osterried und Schindler, dauernd bestätigte und an ihre Spitze einen Mann berief, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, den Obristen Stehelin von Basel.

Sofort wurde von Landammann Reinhard veranlaßt, daß jener umfassende Aufruf, den Escher und Jth ausgearbeitet und der schon gedruckt war, in's Land verbreitet wurde.

Schwere Lasten lagen auf Eschers Schultern und Herzen. Sein theurer Vater war auf seiner Besitzung

Keffikon in seinen Armen gestorben. Seine Schwiegermutter starb kurz nachher, und ihr folgte im Tode der Oheim Eschers, der mit seinem Vater eine blühende Creppfabrik geleitet hatte. Da fiel ihm eine bedeutende Arbeitslast zu durch Auseinandersetzung der Erbtheilung. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Handels- und Fabrikgeschäft getheilt und Escher übernahm nun ein eigenes Geschäft, das seine ganze Thätigkeit forderte. Aus eben dieser Erbtheilung erwuchs ihm durch das Familiengut Keffikon eine neue, nicht leichte Bürde, denn die geeignete Bewirthschaftung desselben war eine Aufgabe, von der viel abhing.

Zum Glücke gelang es ihm, für Keffikon einen tüchtigen, ihm befreundeten Pächter zu finden, sonst hätte es um seine Thätigkeit bei dem Linthwerke schlimm gestanden. Zu diesen einen ganzen Mann fordernden Aufgaben gesellte sich eine neue. Sie ging vom Vaterlande aus an den treugesinnten opferfähigen Bürger, und dieser Stimme zu gehorchen war eine Pflicht, der sich Escher, sofern irgend die Kräfte zureichten, nie entzog.

Der Erziehungsrath, dessen Mitglied ja Escher war, erkannte die Nothwendigkeit, die Bildungsanstalten in Zürich um eine neue zu vermehren. Es galt, eine Anstalt zu gründen, deren Aufgabe es war, Jünglinge für den Staatsdienst heranzubilden. Der Gedanke war ächt vaterländisch und seine Zweckmäßigkeit sprang in die Augen, da die Schweiz einer ähnlichen Anstalt bis jetzt entbehrt hatte, und unzweifelhaft einem begründeten Bedürfniß Rechnung

trug. Sie wurde eingerichtet, und bei der Wahl der Lehrer an derselben warf man wieder auf den dazu vollkommen befähigten Escher seine Augen. Konnte, durfte er sich dem ebenso ehrenvollen als ihm als Gewissenssache erscheinenden Rufe entziehen? Er mußte, vor Gott sich prüfend und den Ruf erwägend, auf diese Frage entschieden mit Nein! antworten, und trat, gerade als das Linthwerk in seinem Beginne stand und ihn besonders verlangte, diesen neuen hochwichtigen Beruf an. Daß er im Segen, daß er unter allseitiger Anerkennung ihm genügte, war eine erfreuliche Thatsache für ihn; aber was muthete der allerdings arbeitskräftige, arbeitgewöhnte, arbeitlustige Mann sich zu? Und dennoch war das noch nicht alles. Durch die Erbtheilung war ihm ein eigenes geräumiges Haus zugefallen, dessen Einrichtung ihm oblag. Nun hatte er bei seinen naturforschenden Wanderungen sich nicht nur aus dem Pflanzenreiche, sondern auch aus dem Steinreiche reichliche und sehr kostbare Sammlungen angelegt, die aber im Laufe der Jahre bei seinen vielen und ausgedehnten Beschäftigungen und Thätigkeiten nicht so hatten geordnet werden können, wie er es gewünscht und wie es ihre Bedeutung nicht nur, sondern auch ihr wissenschaftlicher Gebrauch erheischt hätte. Zu der Ordnung und Aufstellung dieser Sammlungen forderte die Einrichtung der neuen Häuslichkeit nicht nur auf, sondern sie bot auch die nöthigen Räume dar.

Eschers eigenste Art war es, nichts halb zu thun. So unternahm er denn auch dies wichtige Geschäft. Rechnen

wir nun dazu seine Lebensaufgabe, das Linthwerk, so ergreift uns auf der einen Seite ein Staunen darüber, wie der Mann das alles habe bewältigen können, auf der andern beschleicht uns eine bange Furcht, er möge seine Kraft überbieten und erliegen; aber es zeigt sich auch an ihm, was ein vom tiefsinnigen Glauben getragenes sittlich reines und kräftiges geistiges Leben vermag. Er that alle diese Arbeiten, und die heilige Wahrheit und Gerechtigkeit fordert, daß es ausgesprochen werde — er that keine derselben oberflächlich und leichtfertig, sondern alle mit eingehender Gründlichkeit und Hingabe. Er wußte, und das ist von Wichtigkeit für Jeden, der bewundernd auf den ausgezeichneten Mann hinblickt, mit der Zeit geschickt hauszuhalten und keinen Augenblick ungenützt zu vergeuden. Wenn ein alter Weiser sagte: Kein Tag ohne Linie, so sagte er zu sich selbst: Kein Tag darf hinabsinken, auf den ich nicht am Abend mit der Ruhe eines guten Gewissens hinblicken kann, auch in der Hinsicht, daß ich die mir von Beruf und Pflicht gestellte Aufgabe so gelöst hätte, um mit mir zufrieden sein zu dürfen.

Wohl dem, rufe ich hier aus, der, Jung oder Alt, an diesem pflichttreuen Ehrenmanne wie an einem ihm vorleuchtenden Beispiele hinaufblickend von ihm lernt, die Zeit zu benutzen, auf die Stimme des Gewissens, der Pflicht und der Religion zu hören und ihr zu folgen!

Begleiten wir ihn nun in seiner Thätigkeit für die Rettung des unglücklichen Linththales ganz besonders!

Hier galt es denn zunächst, die rechten Wege zu bahnen. Das waren zwei. Einmal galt es Vermessungen, um den nöthigen Fall der Linthgewässer zu finden, und dann durch Unterbringung der Aktien das unentbehrliche Geld zu dem Unternehmen aufzubringen. —

Dazu gab der Herr reichlichen Segen. Für 300,000 Franks Aktien waren in wenigen Monaten in der deutschen Schweiz gezeichnet, was soviel heißt, als: das Geld zum Unternehmen war da.

Ich habe von vornherein, liebe Leser, Euch mitgetheilt, daß ich die Arbeiten gesehen habe, die Escher für die Rettung des Linththales erbaute. Da ist mir denn wohl der Gedanke durch die Seele gefahren: Was sind 300,000 Franken für diese Riesenwerke gewesen? Die konnten unmöglich ausreichen! Jeder siehts, erkennt's auf der Stelle. Escher hatte, nicht um zu täuschen, denn das war seiner durch und durch wahren und treuen Seele im innersten Grunde zuwider — sondern in einer großen Selbsttäuschung den vorläufigen Kostenanschlag viel zu geringe gestellt. Bei Unternehmungen dieser Art, von dieser Ausdehnung und Großartigkeit, lassen sich, auch bei aller sorgfältigen Erwägung, bei aller Einsicht und dem besten Willen unmöglich alle Fälle in Voraussicht nehmen. Das Werk kostete — dreimal so viel, und das ist, wenn man es sieht, noch wenig; wenn man aber erst den Segen und seine Nachhaltigkeit in's Auge faßt, rein nichts, nicht zu beachten, nicht in Anschlag zu bringen. Das ahnete freilich Escher

nicht, und erst im Fortgange des Werkes trat es ihm als erschreckende Wahrheit vor die Seele. Doch wir werden noch sehen, wie es ging!

Daß aber der Aufruf solche rasche, schöne Früchte trug, das war eine selige Freude für den edeln Mann. Darin erkannte er den Segen Gottes, in dessen heiligem Dienste er sein Werk mit betendem Herzen begonnen hatte.

Alles begünstigte auch seine Plane. Er erwarb für die auszuführenden Arbeiten einen tüchtigen Wasserbaumeister aus Baden, Tulla war sein Name, und dieser zog einen nicht minder tüchtigen Helfer an seine Seite, Namens Obrecht; ein prächtiger Sommer begünstigte ferner die Vermessungsarbeiten, und — noch ein Unglück diente zum Segen. Wie nämlich überall das Volk in seinen beschränkten Ansichten nicht im Stande ist, jene Höhe zu erreichen, auch nicht immer die reiche Liebe in ihrer Reinheit zu fassen vermag, die ihm ein Menschenfreund wie hier der edle Escher widmet, so schüttelten denn auch Viele im Linththal und am Wallensee die Köpfe und meinten, das alles sei tolles Wesen; es koste viel und wenn's fertig wäre, nütze es nichts; ja, es gab selbst Leute, die darin ein Handeln und Auflehnen wider Gott, Eingriffe in seine heiligen Plane sahen und ein schmähliches Ende prophezeiten. Aber in diesem anhaltend warmen Sommer lösten sich Schnee und Gletschereis in so reichem Maße, daß eine der größten Ueberschwemmungen eintrat, die man noch erlebt hatte. Ihr Schrecken und Elend öffnete Allen

die Augen des Verständnisses und händeringend riefen sie: Helfet um Gotteswillen! Helfet, wir verderben! Jetzt sahen sie ein, was Escher wollte und waren nicht weiter Widersacher eines ihnen heilbringenden Werkes.

Ueberall begleitete Eschern der Segen Gottes; auch in der Häuslichkeit, denn seine Gattin genas eines Sohnes, des Einzigen, den er hatte, und mit der Vaterfreude hob sich die Sorge für das Wohlsein seiner Gattin, die ihm früher manchen Kummer bereitet hatte.

Er war in dieser Zeit meist im Linththale anwesend, ohne daß darunter seine anderweitigen Arbeiten gelitten. Die Arbeiten der Vermessung waren vollendet, als das Jahr seinem Ende zueilte; aber gerade in diesen Monaten häuften sich die Schwierigkeiten in überfließendem Maße. Ein Anderer wäre davor zurückgebebt. Das war Eschers Art nicht. Nein, sein Muth, seine ruhige Zuversicht wuchs sogar mit diesen Schwierigkeiten. Das war ein um so größeres Heil, als viele, die zum Helfen berufen gewesen wären, den Muth sinken ließen und dachten, ja es sogar aussprachen: Es sei ein schwindeliger Plan, der auf nichts hinauslaufen werde, weil es unmöglich sei, den Naturgewalten Regel und Ordnung zu gebieten; hier sei der menschliche Wille und auch die menschliche Kraft an ihrer Grenze angelangt; ja, es fehlte nicht an Solchen, die aus unreinen, eigennützigen Beweggründen offen dem Werke entgegentraten. Nicht nur der nothwendige Ankauf der Ländereien zur Linie des zu erbauenden Kanals



bereitete Hindernisse, sondern selbst die Arbeiter, die von den Arbeiten nichts verstanden und bisweilen gegen die leitenden Beamten sich auflehnten.

Manchmal, wenn so alles quer ging, wenn der Faden der Geduld bis auf die letzten Fasern verdünnt war und eben zu reißen drohte, dann überblickte Escher die Sümpfe mit ihrem Elend und — er raffte sich empor und setzte den Hemmnissen seine heldenmäßige Ausdauer entgegen, deren Fundamente Gottvertrauen, Menschenliebe und das reine Gewissen waren.

Mit solchen Mitteln läßt sich etwas ausrichten, und wo solche Grundlagen vorhanden sind, da reißt der Geduldsfaden nicht, sondern der Muth kommt — Ein Blick dahin, woher Segen und Hülfe kommt, ist ausreichend, das Herz fest zu machen, und das, sagt die heilige Schrift, ist ein köstlich Ding!

Eins aber stand unwidersprechlich fest. Eschers Einfluß auf das Volk war ein außerordentlich großer. Es trug ihm Achtung, Liebe, Ergebenheit entgegen. Er wurde mit den Widerhaarigsten fertig. Daher ergab sich die unabweisbare Nothwendigkeit, daß er sich ganz dem Werke weihe, daß er immer dabei sei; daß er, in Summa, im Linththale Wohnung nehme. —

Seine Aufgabe stand ihm klar vor der Seele. Er mußte sein Lehramt an der Anstalt in Zürich, das ihm lieb geworden war, aufgeben, ja, er mußte selbst auf Jahre hinaus auf das höchste Glück seines Lebens, auf sein

Familienleben größtentheils verzichten und seine andern ihn eigens angehenden Arbeiten fremden Händen anvertrauen, um nur dem Leben und Kräfte zu weihen, was ihm — ich darf das mit voller Ueberzeugung aussprechen — von Gott in die Seele gelegt war.

Sein Freund und Gehülfe Schindler hatte den Theil des Unternehmens, welcher mit dem Namen des „Walliser" Canals bezeichnet wird, in seine Hand genommen; Eschern blieb der schwerere Theil übrig, nämlich das Abstecken und Ausgraben der Canäle durch die weiten Sumpfstrecken vom Wallensee bis zum Einflusse der Linth in den Zürichsee.

Er nahm seine Wohnung in Schännis und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen, um überall persönlich angreifen zu können, wo es auf dieser langen Strecke Noth that. Da waren denn bald Anstände bei Führung der Arbeiten, bald Händel mit und unter den Arbeitern, bald wieder augenblicklich zu hebende oder zu entfernende anderweitige Schwierigkeiten, die bewältigt werden mußten. Es galt, eine Thätigkeit zu entwickeln, wie sie eben nur ihm zu leisten gegeben war. Befand er sich oben in der Gegend des Wallensees, so wurde er durch Eilboten hinab in die Niederung gerufen und dann wieder umgekehrt, so daß er oft am Abend, wenn er nach Schännis kam, vor Ermüdung fast umsank, und dann warteten seiner neue, schriftliche Arbeiten, die ihn oft noch bis tief in die Nacht an den Schreibtisch fesselten. Immer

aber blieb er heiter und freundlich und ließ das, was ihn vielleicht mißstimmte, andere nicht entgelten.

Er war im edelsten Sinne ein Mann des Volkes. Es kamen Fälle vor, wo er, wenn ein Arbeiter klagte, zu ihm sagte: Setze dich und ruhe dich aus! Damit aber war es nicht abgethan; er ergriff dann selbst dessen Hacke oder Schippe und trat an seiner Stelle in die Reihe der Arbeiter. Er hatte — denn von Stolz wußte ja seine Seele nichts — für jeden Arbeiter ein freundlich ermunternd Wort; verschmähte auch einen Scherz nicht, der dann ein allgemeines Gelächter hervorrief. Er theilte häufig mit ihnen ihr einfaches Mahl, tröstete die Schwächeren, strafte mit mildem Ernst die Nachläßigen, ohne ihnen wehe zu thun und erreichte doch jedesmal seinen Zweck. Mit besonderer Sorgfalt wachte er über der Gesundheit der Arbeiter und bewies den etwa Beschädigten jene treue Sorge welche die Herzen mit einer Macht an ihn riß, die Niemand außer ihm unter den betheiligten Aufsehern und Leitern der Arbeiten in gleichem Maße besaß. Dürftigen und Erkrankten half seine eigene Kasse aus. So kam es denn auf die natürlichste Weise, daß er, wenn es einmal galt, die Arbeiter zu Leistungen brachte, die sie jedem andern versagt, ja nicht einmal für Geld gethan haben würden. Hieß es: „Herr Escher wünscht es!" — so griffen sie aufs Neue zu den Werkzeugen, die sie völlig ermüdet bei Seite gelegt hatten. „Für den thun wir Alles, und Alles mit Freuden", sagten sie; „denn er hat uns lieb!"

Sein bloßes persönliches Erscheinen und ein Paar herzliche Worte scheuchten ihren Unmuth und ihren Unwillen fort. Das hatte aber wieder auf der andern Seite einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Aufseher; denn sein Vorbild und Beispiel nöthigte sie zu gleichem menschenfreundlichem Benehmen gegen die Arbeiter. Ein allgemeiner Schrecken, ja eine allgemeine Trauer war es, als er einmal ausglitt und sich beim Falle den Arm beschädigte. Schon nach wenigen Tagen aber erschien er wieder bei den Arbeitern, und als sie ihm theilnehmend sagten, er möge sich doch schonen, entgegnete er: Einen tüchtigen Arbeiter darf eine Kleinigkeit nicht von seiner Pflicht abwendig machen! Und doch war es eben keine Kleinigkeit. Daß da die Arbeiter sagten: „der schont sich nicht, so dürfen wir es auch nicht," war eine natürliche, aber für das zu fördernde Werk außerordentlich wichtige Folge.

In dieser Zeit ist eine Stelle eines Briefes recht bezeichnend. Er schrieb: „Mein gequetschter rechter Arm, über „dessen Zustand Sie mich befragen, erlitt den Unfall auf einem „Faschinenwehr schon am Schlusse des letzten Decembers, „wo ich an einer Faschine mit dem Fuße hängen blieb „und mit dem Ellenbogen auf einen Pfahl stürzte. Zwar „habe ich noch immer einige Unbequemlichkeit davon, weil „der Windeck-Zephyr (er meinte damit einen von der Windeck her scharf ziehenden Wind) bei dieser Jahreszeit (es „war am 19. März, als er dies schrieb) nicht das beste „Heilmittel ist; doch kann ich ungehindert arbeiten, und

„jener Vorfall beweist mir nur, daß die Ebene so gut ihre „Gefahren hat, als das Hochgebirge."

So blieb er in regsamster Thätigkeit für das Unternehmen bis zum Jahre 1813 fast immer an Ort und Stelle, seltener in Zürich bei seinen dortigen Geschäften oder in dem Kreise seiner theuern Familie. Trotz dieser unsäglichen Thätigkeit gewann der wunderbar regsame, jeder unthätigen Ruhe abgeneigte Mann noch Zeit zu tief eingehenden, wissenschaftlichen Arbeiten, die ihrer Gründlichkeit wegen eine allgemeine Anerkennung fanden, und sein Bestreben, sich durch Nachdenken und Selbstforschen ein immer umfassenderes Erkennen in den Naturwissenschaften zu erwerben, litt dabei auch nicht, wenn es auch stellenweise mit längeren Unterbrechungen zu ringen hatte. Jede freie Minute hatte ihre schon zuvor bestimmte Arbeit. Immer aber blieb das Linthwerk seine höchste Aufgabe, das Ziel all' seines Denkens und Ringens.

Es läßt sich denken, daß die Augen der ganzen Schweiz auf das Riesenwerk gerichtet waren, und daß gar häufig Männer, die ein Urtheil hatten, aus allen Gegenden herbei eilten, um mit eigenen Augen zu sehen, was in der That Großes hier geschaffen würde.

Und nun traten auch schon Ergebnisse in die Augen. Man sah, was es werden sollte, und auch dem „hausbackenen Verstande" leuchtete es ein, das einst errungene Ziel sei von einer weittragenden Bedeutung und Wichtigkeit, und seine Folgen würden zu den wohlthätigsten zu rechnen sein.

Bald wurden in den öffentlichen Blättern und Zeitungen der Schweiz Berichte über das großartige Unternehmen mitgetheilt, die den wohlverdientesten Beifall aussprachen. Das mußte Eschern, der doch, wie allgemein mit Dank anerkannt wurde, die Seele desselben war, ungemein erfreuen, seinen Muth haben zu neuen Anstrengungen und ihm einen herzerquickenden Lohn für so viele und große Opfer geben.

Bis in das Jahr 1810 hatte sich schon das Rettungswerk im Linththale verzogen. Nicht daß Unterbrechungen statt gefunden hätten, vielmehr hatte Eschers Thätigkeit so wenig wie die Hände des zahlreichen Heeres von Arbeitern gerastet: aber es war Riesenwerk, und wer heute auf den festen Dämmen steht, die ungeheuren Mauern und Dämme betrachtet, ihre Ausdehnung in der Länge, ihre Höhe und Breite ermißt, der kann sich wahrlich nicht verwundern, daß eine solche Zeit angestrengter Arbeit erforderlich war, bis alles zum Ziele gekommen; aber selbst im Jahre 1810 war es noch nicht vollendet, und noch viele Jahre gingen in's Land, ehe es zu Ende war.

Die anfänglichen Mittel waren jedoch versiegt und neue mußten geschafft werden, wenn nicht das Werk stocken und selbst das bereits gewonnene von allen Seiten laut und dankbar anerkannte Gute sollte in Frage gestellt, oder gar dem nothwendigen Verfalle anheim gegeben werden.

Escher hatte der Tagsatzung einen umfassenden, in seiner

vortrefflichen Weise höchst anschaulichen, das Erzielte nachweisenden, das noch zu Erzielende in's Licht setzenden Bericht erstattet, den diese Behörde mit der größten Theilnahme angehört hatte. Es war ja längst in der ganzen Schweiz nur eine Stimme über das so segensreiche Werk. Wer damals reisen konnte und reisen wollte, der eilte in das Linththal, von dem man überall als von einem Wunderwerke sprach, und wer es gesehen, wer die vertrocknenden Sümpfe geschaut, die schon jetzt sich stellenweise mit nahrhaftem Grase zu überziehen begannen; wer die Bewohner Wallenstadts und Wesen's jubeln hörte, daß die heillosen Ueberschwemmungen immer seltener und dann nie mehr in dem früheren Vernichtung drohenden Maße eintreten sollten, abgesehen von andern schon jetzt in die Augen springenden Erfolgen, der trug solche Kunde mit dem Preise des Mannes, der dies Alles in's Leben gerufen, heim in die stillen Thäler der Alpen, heim in die reichen Städte der Eidgenossen. So wurde der Boden bestellt, dem die ferneren Hülfsmittel entsprießen sollten. Wer ein Herz für Menschen- und Bruderwohl hatte, der mußte freudig anerkennen, daß hier ein Werk der Menschenliebe zur Vollendung reife, wie im Vaterlande kein zweites aufzuweisen war. Konnte da die oberste Behörde der Schweiz gleichgültig, theilnahmlos, unthätig bleiben, auch wenn sie gewollt; auch wenn feindselige oder doch widerstrebende Kräfte in ihr thätig gewesen? Aber solche waren nicht im Schooße der Tagsatzung; vielmehr erkannte sie mit einmüthiger

Theilnahme Eschers Verdienste, den Segen seines Werkes an, und entsandte, wie es Escher wünschte, fünf tüchtige Männer aus ihrer Mitte in das Linththal, um selbst durch prüfende Betrachtung und Untersuchung des Geleisteten und noch zu Leistenden der Tagsatzung einen eingehenden Bericht zu erstatten.

Im April 1810 betraten diese Männer, begleitet von Abgeordneten der betheiligten Cantone Schwyz, Glarus und St. Gallen, und Manchen, welche Theilnahme, Wißbegierde und Neugier trieben, das Thal, wo sie die emsigste Thätigkeit auf der ganzen Längenausdehnung des Arbeitsfeldes antrafen.

Hottinger theilt im Leben Escher's die Ergebnisse des Berichtes dieser Abordnung mit, und ich kann nicht umhin, theilweise auch hier sie wörtlich, wie man sie dort findet, herzusetzen. Der Bericht sagte im Allgemeinen: „Die Abordnung der Tagsatzung habe bei der Ausführung „der einzelnen Werke nicht blos die Grundsätze des Strom„baues befolgt gefunden, sondern auch zugleich diejenige „wohlverstandene Oeconomie beobachtet, welche die Solidi„tät (Dauerhaftigkeit) der Unternehmung mit der so nöthi„gen Sparsamkeit in ein angemessenes Gleichgewicht zu „setzen wisse. Man finde ferner, daß bei weitem mehr als dieses „geleistet worden sei, indem die mechanische Befolgung der „Kunstregeln des Wasserbaues nur einen geringen Theil „der geschickten Ausführung des Unternehmens bilde, daß „vielmehr eine höhere Taktik (Kunstthätigkeit) angewendet

„worden sei, welche bei vollständiger Durchschauung des „Ganzen in der successiven (stufenweise fortschreitenden) „Anordnung der Arbeiten, im Voraussehen und Abwenden „künftiger Hindernisse, Gefahren und Nachtheile sich wirk„sam bewiesen, welche die Kräfte der Natur zu ihrer eignen „Bezwingung sich dienstbar gemacht, und selbst von ihren „schädlichen Wirkungen Nutzen zu ziehen verstanden habe. „Bedenke man die bescheidenen Mittel, mit denen ein so „ausgedehnter Bau in einem Lande durchgeführt wurde, „wo nichts durch Frohndienste oder erzwungene Hände zu „erreichen sei, wo jeder Arbeiter bezahlt werden müsse, und „nicht das geringste Bedürfniß anders, als mit Geld zu „befriedigen sei, wo Arbeiten solcher Art bisher ganz unge„wohnt waren, so müsse man eingestehen, daß es nur der „Beharrlichkeit Desjenigen möglich geworden, dieses Alles „zu erreichen, der die Seele des ganzen Unternehmens sei „und der durch seine persönlichen Eigenschaften, durch eine „seltene Gabe der Popularität (Volksbeliebtheit) mit Würde „ohne Anmaßung, und Charakterfestigkeit ohne Härte, durch „alle jene Vorzüge, die den Führer einer großen Unter„nehmung bezeichnen, sich die allgemeine Liebe und Achtung „erworben habe. In Folge dessen sei der Kredit der Unter„nehmung, die Anfangs in den dortigen Gegenden von „den Meisten verkannt, von den Wenigsten für ausführbar „gehalten, von Einigen sogar für nachtheilig hingestellt wor„den, gegenwärtig so befestigt, daß, wer sich dort jetzt er„laube, an ihrer Ausführbarkeit und ihren guten Folgen

„zu zweifeln, für einen Menschen angesehen würde, der „über Sachen urtheile, die er nicht verstehe oder dessen „Urtheil durch irgend eine besondere Absicht bestochen sei.“

Das war das Urtheil der Abordnung der Tagsatzung, als sie heimkehrte. Wer von meinen Lesern freut sich nicht für den edeln, uneigennützigen Menschenfreund, den wir Alle schon von Herzen lieb gewonnen haben, daß ein so wahres, eingehendes, ehrenvolles und ihn persönlich hochstellendes Urtheil, gefällt von kenntnißreichen, wahrheitsliebenden Ehrenmännern, von der obersten Behörde des Landes abgegeben wurde? Es ist ganz dasselbe Ergebniß, das sich uns im Laufe der Erzählung seines Lebens und Thuns, der Schilderung seines Herzens und seiner Denkart aufgedrängt hat und unwiderstehlich aufdrängen mußte.

Nach solch einem Urtheile ist es nicht mehr zu bezweifeln gewesen, daß dem edeln Escher die Mittel zur Verfügung gestellt wurden, deren er bedurfte, ein Werk von solcher Bedeutung und solchem segensreichen Erfolge zur Vollendung zu bringen. Die Tagsatzung säumte auch nicht, das Werk zu fördern. Aber, werden meine Leser fragen, hat sie denn dem Manne ihre Anerkennung und ihr Lob nicht gezollt, der mit so vielen und großen eigenen Opfern sich dem Brüderwohle geweiht, und, wie die Alten sagten: „um das Vaterland verdient gemacht?“ O ja, das hat sie gethan, und es ist mir eine theure Pflicht, auch diese Worte der Anerkennung mit gewissenhafter Treue hier aufzuzeichnen: „Der unermüdlichen Thätig-

„keit, dem gemeinnützigen, über alles Lob erhabenen Eifer „und der sich immer gleichbleibenden Beharrlichkeit des „Herrn Präsidenten der Aufsichtscommission, in dessen „Händen die Ausführung und das Gedeihen der Unter„nehmung ganz vorzüglich liegen, zollt die Tagsatzung auch „diesmal den wärmsten Dank des Vaterlandes. Ein „Gleiches soll auch gegen seinen thätigen, um das Beste „der Unternehmung so verdienstvollen Gehülfen, Herrn „Rathsherrn Schindler von Mollis, geschehen. Nicht „weniger hat sich Herr Rathsherr Stehelin von Basel als „Präsident der Schatzungscommission durch pünktliche und „vollständige Erfüllung aller Aufträge der vorjährigen Tag„satzung verdient gemacht, und Alles geleistet, was nur „immer nach seiner schwierigen Stellung von ihm er„wartet werden konnte, weßwegen auch ihm der Dank der „Tagsatzung in ausgezeichnetem Grade gebührt."

Wunderbar ist es, daß die Tagsatzung die beiden Anderen namentlich nennt, Eschers Namen aber nicht ausspricht; aber bedurfte es, daß sie ausdrücklich seinen Namen nenne? War er nicht in aller Munde? Wußte nicht Jeder, wer der erstgenannte Präsident war? Es war gewiß im ganzen Schweizerlande, soweit die Kunde von dem, was im Linththale geschah, gedrungen war, Niemand, der diesen Namen nicht kannte. Mit neuen Hilfsquellen erwuchs neue Lust und Liebe, neuer Muth, neue Thatkraft.

Schon am 15. März 1809 war die oberste Straße in der Reihe der Wasserleitungen und Canäle, der soge-

nannte Koeln=Kanal eröffnet worden. Tausende von Menschen von Nah und Fern waren gekommen, dem Schauspiel anzuwohnen und sich im Anschauen dieses Theiles die Möglichkeit zu verschaffen, das ganze beabsichtigte Werk zu begreifen. Jubelnd begrüßte die Menge das Hineinströmen des Wassers in das ihm angewiesene grade Bette, das seinen Launen eine Grenze setzte. Da war auf Aller Lippen nur Ein Name, und Aller Augen begehrten das milde, wohlwollende, treue Gesicht des Wohlthäters seiner Mitmenschen und Mitbürger zu sehen, dem all der Jubel galt, der aber so demüthig und bescheiden da stand, als wär' er's nicht. Nur die Wärme seines Händedrucks für die Freunde, das leuchtende Auge zeigte, wie glücklich ihn — nicht allein der Beifall des Volkes, sondern das glücklich vollendete Stück des noch zu vollendenden Ganzen machte. Diesem jetzt vollendeten Theile folgten in rascher Entwickelung mehrere andere und am Ende des Oktobers 1810 war eine Straße von 15,000 laufenden Fußen des neuen, künstlich erbauten Linthbettes fertig, um dem wilden Bergwasser Zucht und Ordnung seines Laufes zu lehren und das Uebertreten über seine Ufer für immer unmöglich zu machen.

Nun aber mußte, da die Mittel freigebig gespendet wurden, auch mit ganzer Kraft gearbeitet werden.

Ihr möget Euch, theure Leser, die Freude denken, die Eschers Herz erfüllte, als die Kunde von diesen Hülfsmitteln ihn erreichte. Seine Kasse war völlig leer! Er hätte aufhören, und die Arbeiter, die oft eine weite Strecke

nach ihrer Heimath hatten, entlassen müssen. Und wie schwer wäre es gewesen, sie wieder herbeizuziehen, wenn sie einmal wieder ruhig am lang entbehrten, eignen Heerde saßen? Neue aber anzunehmen, das wäre ein unsägliches Hemmniß für das Werk gewesen. Es hatte ja so lange gewährt, bis die Leute einmal mit dieser Art von Arbeiten vertraut waren, und sich das rechte Anstellen und Geschick dazu, die Handgriffe und Vortheile bei der Arbeit, die jede Arbeit um Vieles erleichtert, erworben hatten.

Freudig blickte das tieffromme Gemüth zum Herrn empor, der auch hier die rechte Stunde wußte und auch jetzt, wie überall und immer über Bitten und Verstehen an Denen that, die ihm Vertrauen schenken in demüthigem Glauben.

Der wackere Schindler war ihm ein treuer Helfer, daß nun die volle Thätigkeit dem Theile des Unternehmens gewidmet werden konnte, welches „der Molliser Kanal" heißt. Schon am 8. Mai 1811 war er vollendet.

Das gab wieder ungesucht, unvorbereitet, ein herrliches Volksfest, zu dem Tausende herbeiströmten. Die Anwesenheit vieler seiner Lieben machte es Eschern zu einem seiner schönsten Lebenstage. Ein Augenzeuge schildert die Begebenheit sehr schön im Züricher Neujahrsblatt. Ich kann mir's nicht versagen, die Worte herzusetzen: „In „Aller Herzen, so lautet die Schilderung, auf Aller Zungen „war Liebe, Hochachtung, Dank gegen die Menschenretter „Escher und Schindler. Freude glänzte auf allen Gesich-

„tern. Ein frohes Gemurmel ging durch die Reihen, als „die Linth anfing in den Kanal einzuströmen. Mit dem „angestrengtesten Fleiße durchstachen die Arbeiter an diesem „ihrem Ehrentage den hohen Sandwall, ermuntert durch „die regste Theilnahme der Zuschauer. Ein Freudenruf — „und siehe, die Linth folgt ihrem Meister und Führer, wie „er will. Erst ein Bächlein, das die neue Bahn sucht, „dann immer breiter, tiefer und voller, Welle auf Welle. „Die Sandufer stürzen ein; wogend und schäumend strömt „sie in den Kanal, und ist gefangen in schönem, geregeltem „Bette, und nun fließt der reißende Strom gefällig in „sanften Wellen dem Wallensee zu. Da legt sein sonst „verheerender Schutt erst neues Land an und versinkt dann „später in die Tiefe des Seekessels.“

Nun war des Flusses Lauf geregelt, die große Ebene von Naefels bis Riedbrunnen hinab, welche mit ihrem gartenartigen Anbau den verheerendsten Ueberschwemmungen des hoch über ihrer Fläche zwischen schlechten Wehren und noch schlechteren Dämmen drohend hinströmenden Flußes ausgesetzt war, erschien nun Jedem als gerettet und gesichert; denn die gewaltigen, hohen, neuen Dämme zu überschreiten, vermochte sie nicht, selbst wenn ungeheures Hochwasser eintreten würde, da Escher in seiner Berechnung der Dammstärke eine Gewalt an-, und bei der Höhe der Dämme im Hochwasser in Aussicht genommen hatte, wie sie niemals dagewesen, und niemals kommen konnte. So war die reiche schöne Gegend gerettet, aber mehr noch, die

Linth konnte nicht mehr so geschiebereich und dadurch auch im unteren Linththale nicht mehr so verheerend werden, da sie geregelt aus dem Wallensee ins Linththal abfallen mußte und ihr ungeheurer Fall, die Ursache des zahllosen Unglücks, auf eine solche Gefahr entfernende Weise gebrochen war. Und die Thalebene, welche der Molliser Kanal rettete, war vier Wegstunden lang!

Die treffliche und kunstreiche Art seiner Wasserbauten, die Escher so besonnen, so Alles erwägend, anlegte und so dauerhaft und vortrefflich ausführte, begründeten seinen Ruf durch die Schweiz in ehrenvollster Weise. Die Regierung von Bern forderte seine Einsicht, seinen Rath und Beistand, da sie im Gebiete der Aar, der Zihl und der Emme fast in gleicher Lage war, wie sie sich im Linththale befand. Freudig widmete er den Leidenden in diesen Gebieten seine Kraft und bewies auch hier seine Tüchtigkeit. Ebenso ertheilte er seinen ersten weisen Rath zu der Tieferlegung des Lungersee's. Die Regierungen von Graubündten, Sanct Gallen und Zug und die seines eigenen Kantons suchten in ihrer ähnlichen Noth in andern Thälern seinen Beistand. Freudig eilte er, in Schindlers Hand das ruhig und sicher fortschreitende Linthwerk lassend, an Ort und Stelle, untersuchte die Noth und Gefahr, und arbeitete dann seine Pläne und Vorschläge aus, die die dankbarste Anerkennung und früher oder später ihre Ausführung fanden. So wurde er weithin des Vaterlandes treuester Sohn, der Retter von Gegenden, die

ohne ihn und seine Arbeiten am Linththale noch lange Zeit unter dem schweren Drucke der Noth und großen Elendes hätten seufzen müssen, und in sich froh und glücklich kehrte er allemal nach solchen Arbeiten an die Linth zurück, um mit frischen, neuen Kräften da wieder einzugreifen, wo ihm der Herr seine rechte Arbeitsstätte angewiesen hatte, und die, man muß es sagen, der Gegenstand seiner ersten Liebe waren. Das umfassende Werk ging seinen geregelten Gang, denn seine Plane waren auf's Genaueste ausgearbeitet, sodaß die Leute, die er nun in den Jahren seiner Thätigkeit sich herangebildet hatte, auch wohl selbstständig arbeiten konnten, ohne daß er, wie früher, überall selbst angreifen und mit dabei hätte sein müssen.

War nun seine Thätigkeit hier keine so angestrengte und anstrengende mehr, so duldete es sein Bedürfniß, immer vollauf Arbeit zu haben, nicht, daß er frühere Arbeiten nicht fortsetzen sollte. So nahm er denn mit dem Jahre 1813 jene Vorlesungen wieder auf, die er an der Anstalt in Zürich nur darum unterbrochen hatte, weil seine stete Anwesenheit im Linththale nothwendig war. Es schien, als ob er irgend welche Ruhe nicht ertragen könne, und wenn er in Einem Gebiete nicht mehr ganz in Anspruch genommen war, sich ein anderes habe schaffen müssen, um sich mit voller Brust hinein zu werfen in den Strom, dessen Lauf er sich eröffnet hatte.

IV.

Wenn es gilt, eines Mannes Lebensgang zu schildern, so muß der, der das zu thun zur Lieblingsaufgabe sich gemacht, ihn begleiten auf Wegen und Stegen. Wenn man aber dann wahrnimmt, wie der Freund Seitenwege einzuschlagen genöthigt wird, und nur dann und wann den Blick auf dem erstbetretenen Pfade ruhen lassen kann, der ihm einst lieb und theuer gewesen, so muß einem das gewissermaßen wehe thun.

Wir hatten aber am Schlusse des vorigen Abschnittes in seinem Leben schon eine theilweise Wendung eintreten sehen. Sein Werk an der Linth war so weit vorgeschritten und lag in so guten Händen, daß der treue Bürger den Angelegenheiten seines engeren Vaterlandes und seiner Vaterstadt sich wieder mit liebendem Herzen zuwenden konnte, wo es galt, aus dem Kreise der strebenden Jugend dem Vaterlande tüchtige Männer heranzubilden.

Aber mit dem Jahre 1814, das überhaupt so hochwichtige Veränderungen brachte, sollte auch Eschers Thätigkeit wieder auf ein Feld geleitet werden, auf dem er schon in seinen jüngeren Jahren, als der Sturm der Revolution auch um die Alpen der Schweiz brauste, thätig gewesen war.

Im Jahre 1802 war er zuletzt in dem Dienste seines Vaterlandes, in Angelegenheiten der Regierung thätig ge-

gewesen. Seit 8 Jahren hatte er mit voller Hingabe sich dem Rettungswerke des Linththales gewidmet. Jetzt hatte der Gang der Ereignisse eine Richtung genommen, die seine Mitbürger erkennen ließ, ein Mann, wie Escher, könne dem Staate unendlich viel nützen und so beriefen sie ihn zu einer hochangesehnen Stellung in der Regierung des Kantons Zürich. Er hatte, als er zuerst im Staatsdienste war, Gelegenheit gehabt, bittere Erfahrungen zu machen. Jetzt aber, da ihn das allgemeine Vertrauen berief, konnte, durfte er es ablehnen, dem Vaterlande zu dienen, dem er mit treuem Herzen anhing? Es war in Eschers Seele nicht Ehrgeiz, der ihn trieb; denn von dem war er frei. Es war das reinste, heiligste Pflichtgefühl, dem er seine Lieblingswünsche zum Opfer brachte, und mit der Würde eine Bürde übernahm, die ihn in der kommenden Zeit oft hart und schwer drückte. Danach aber fragte er ja nie, wenn das erhebende Gefühl ihm sagte: Auf diesem Gebiete kannst Du Deinem Vaterlande nützen, — denn ihm gehört der Mann zuerst.

Freilich stand es damals, als Napoleons Macht gebrochen war, auch in der Schweiz nicht eben so, daß ein ächt vaterländisch gesinntes Herz sich leicht hätte trösten können. Die Verfassung, welche durch Napoleon gegründet worden war, lag in Trümmern. Ueberall regte sich der „Kantönli-Geist" und nur das, was diesem entsprach, sollte und konnte Geltung haben. Die Eintracht war dahin. Die Zukunft schien trübe.

Die Schweiz hatte, als sich bei Lörrach im Badnischen die Heere der drei alliirten Fürsten Rußlands, Preußens und Oesterreichs sammelten, zwar ihre Grenzen besetzt, um sich neutral zu halten; aber die Besetzung hatte man doch wieder aufgehoben und die fremden Heere durch das neutrale Schweizergebiet ziehen lassen. Was die Alliirten über die Schweiz dachten, ahnte Niemand, und durch jenes Durchziehenlassen war eine Blöße gegeben, die nicht eben erbauliche Folgen haben konnte. —

Eschers erster Auftrag war ein sehr unangenehmer. Im Kanton St. Gallen waren Unruhen ausgebrochen. Die Gemüther waren erhitzt und die Aufgabe, Frieden dort zu stiften, war keine lohnende, weil der sichre Erfolg in Frage stand. Escher und Landammann Zellweger aus Appenzell erhielten diesen Auftrag. Nach großen Mühsalen und selbst Gefahren gelang es ihnen endlich, einen friedlichen Zustand anzubahnen, der endlich auch zu Stande kam. Es wurde allgemein anerkannt, daß Eschers Ruhe, Klarheit, Weisheit und Kraft das Meiste zur Erreichung des Zieles beigetragen habe, und dies Anerkenntniß entsprach vollkommen der Wahrheit.

Zürich war der Vorort der Schweiz geworden. Escher war einflußreiches Mitglied der dortigen Regierung. Diese Stellung brachte ihn in Verbindung mit den Gesandten der europäischen Mächte in der Schweiz, ja als im Herbste des Jahres 1814 kurz nach einander der Kaiser von Rußland und der von Oesterreich nach Zürich kamen, wurde

Escher, der Gewandteste in der Regierung, den Monarchen als Abgeordneter der Regierung beigegeben. Kaiser Alexander von Rußland zeichnete Eschern durch Wohlwollen aus und sandte ihm von Wien aus eine goldene Dose mit seinem Namenszuge in Diamanten nebst einem Schreiben, das durch seinen ehrenvollen Inhalt noch mehr Werth hatte als die kostbare Dose.

Auch mit dem Erzherzog Johann von Oesterreich kam Escher in nähere Berührung. Hier war eben die Wissenschaft der Gebirgskunde die Vermittelung, welche auch den vielunterrichteten Erzherzog sehr anzog. Da sich der Erzherzog wegen der Belagerung der Festung Hüningen in der Nähe aufhielt, so wechselte er mit Escher viele Briefe über ihre gemeinsame Lieblingswissenschaft.

Die Bedrängniß, ja fast Hungersnoth, welche die Kantone Glarus, Appenzell, St. Gallen und Thurgau traf, veranlaßte den menschenfreundlichen Kaiser Alexander, ihnen 100,000 Rubel zu weihen. Auch hier mußte wieder Escher einstehen. Er entwarf den Vertheilungsplan und war wieder der rechte Mann, als es an's Handeln ging zum Wohle der leidenden Brüder.

Eschers Tüchtigkeit wurde überall anerkannt, und es war darum gar nicht zu verwundern, daß man den kenntnißreichen Mann in den Staatsrath des Landes wählte, wo er gewiß an seiner rechten Stelle war, und wo er einen großen Einfluß nicht bloß auf die Regierung

seines Heimathkantons, sondern der ganzen Schweiz gewann.

Napoleons Rückkehr von Elba auf den Thron Frankreichs drohte aufs Neue, alle durch den letzten Krieg errungenen Vortheile zu zerstören. Die Schweiz mußte aufs Ernsteste ihre Lage ins Auge fassen. Sie erkannte, daß nur in dem Anschlusse an die Grundsätze, welchen Rußland, Preußen, Oesterreich und England huldigten, auch ihr Wohl ruhe. Darum schloß sie sich diesen Staaten an und gelobte, nach ihren Kräften zur Verwirklichung dieser Grundsätze einzustehen. Bereits waren dreißig tausend Mann Schweizertruppen an die Grenze gegen Frankreich gerückt. Nun wurde auch eine zweckmäßige Reserve aufgestellt. Das war mit Eschers vollster Uebereinstimmung geschehen. Indessen warf sich Napoleon mit seiner Macht nach Belgien und die Schweiz blieb unberührt von den Leiden des Kriegsschauplatzes. Wie Escher das Einrücken der Schweizertruppen auf französisches Gebiet nach der Schlacht von Waterloo bitter tadelte, so war er aufs Entschiedenste dagegen, daß, als Ludwig der Achtzehnte wieder auf den Thron gesetzt wurde, Schweizersoldaten in französischen Sold traten. Wie viel Unglück für diese Söldner, die je und je ein Brandmal der Schweiz waren, wäre abgewendet worden, hätte man ihm Gehör geleistet! —

Mitten in der Thätigkeit, in welche ihn damals die Verhältnisse zu Frankreich hineingezogen, fühlte sich Escher leidend. Und dennoch ließ er sich nicht abhalten, mit aller

Thatkraft Schritte zu bekämpfen, welche er als entschieden nachtheilig für sein Vaterland erkannt hatte. Alle diese vielfache, noch durch die Verwaltung der Gelder, welche den Zweck hatten, den kriegerischen Schutz des Vaterlandes zu sichern, vermehrte Thätigkeit hielt ihn nicht ab, nothleidende, namentlich durch zeitweise Fluthüberschwemmungen leidende Theile seines Vaterlandes zu besuchen und sie mit Rath und That zu unterstützen. Dies geschah besonders auch in dem Thale Motiers Fravers im KantonNeuenburg, wo man es ihm heißen Dank wußte und ihn durch Ertheilung einer Preis- und Ehrengedächtnißmünze für die Ausarbeitung seines Planes zur Entfernung des Uebels ehrte. Er folgte ferner einem Rufe der Regierung von Luzern, um Ort und Stelle zu untersuchen, wie durch eine bessere Leitung des Krienbachs am Pilatus den vorhandenen Unfällen eine Grenze gesetzt werden könne. Auch die Regierung des Kantons Zug bedurfte seines weisen Rathes. Bei Walchweil entstanden häufig Erdschlipfe, welche großes Unglück brachten. Willig eilte er den Nothleidenden jene Hülfe zu bringen. Er war der Mann der Hülfe in Nöthen, welche ein Gebirgsland, wie die Schweiz, leider so oft zu erdulden hat. Er war ein Schatz für sein Vaterland; denn sein sicherer, kundiger Blick, seine reiche Erfahrung, seine tiefe, wissenschaftlich begründete Einsicht brachte überall Hülfe oder doch große Erleichterung. Nicht aber der Ehrgeiz stachelte ihn. Ueberallhin, wo man ihn in der Noth rief, trieb ihn das edle,

menschenfreundliche, durch eine gründliche Hülfleistung sich beglückt fühlende Herz.

Durch seine Dienstleistung wurde das Dorf Rüdlingen im Kanton Schaffhausen gerettet, welches durch die häufigen Rheinanschwellungen sein Bestehen bedrohlich gefährdet sah. In St. Gallen suchte man bei ihm Beistand und Hülfe; nicht weniger im Kanton Aargau, wo er mit seinem Freunde Rengger (1817) in Angelegenheiten von Strombettberichtigungen thätig war.

Es ist bewundernswürdig, wie der nun schon bejahrte, theilweise leidende Mann allezeit bereit war, zu dienen mit der reichen Gabe, die er empfangen hatte. Das war die edle Frucht seiner reinen, frommen Lebensanschauung und nicht minder die einer eben so reichen Menschenliebe und Liebe zu seinem theuern Vaterlande.

Seine Bergwanderungen trugen heilbringende Früchte für bedrohte Gegenden, und es war ihm eine theuere, nie versäumte Pflicht, auf die von ihm erkannten Gefahren am entscheidenden Orte aufmerksam zu machen. So hatte er, als er die Thäler erforschte, durch welche die Linth zum Wallensee eilt, auch die Verhältnisse der nicht fernen Umgebungen des Rheines prüfend überschaut, und besonders war es die niedrige Lage der Wasserscheide bei Sargans und das weit höher liegende Rheinbette oberhalb dieser Wasserscheide, das seine Besorgniß erregte. Was er hier gefunden, wurde von andern kundigen Männern als vollkommen begründet erkannt. Bereits früher hatte er darauf

hingewiesen und in einem schweizerischen, gemeinnützigen Blatte darüber einen lichtvollen Aufsatz geschrieben, und selbst die Tagsatzung war aufmerksam auf die Gefahren geworden, die hier mit förmlichen Riesenschritten herannahten; aber Anderes trat in den Vordergrund und diese so wichtige Angelegenheit wurde zurückgelegt. Escher hatte keine Ruhe. Er sah unermeßliches Unglück voraus und regte den Gegenstand mit allem Nachdrucke aufs Neue an. Dies bewirkte so viel, daß für den Frühling des Jahres 1818 eine Untersuchung an Ort und Stelle vorgenommen werden sollte, zu der natürlich Eschers Beisein erbeten wurde.

Mehrere Wochen weilte Escher mit seinen von der Tagsatzung ernannten Gehülfen an Ort und Stelle, vermaß das Land und legte dann der Tagsatzung einen eingehenden Bericht mit den nöthigen Nachweisen vor. Da sah man's denn ein, wie Eschers scharfer und richtiger Blick die Thatsache erkannt und festgestellt hatte, daß der Fluß Landquart durch die außerordentliche Menge von Gerölle und Geschiebe das Rheinbett fort und fort erhöhe, also, daß die Ueberschwemmungen des Rheines ein immer größeres Maß annehmen mußten, und dem umliegenden Gelände, wie dort dem unglücklichen Linththal, völlige Versumpfung nicht nur in gewisser und nicht ferner Aussicht stehe, sondern selbst die schauerliche Möglichkeit nicht ferne liege, daß unter Umständen die ganze Wucht des Rheines in das Thal des Wallensees einbreche.

Ein solcher Gedanke war erschütternd; denn das Elend, welches ein solches Ereigniß mit sich führen mußte, war in seinen entsetzlichen Folgen gar nicht zu übersehen und zu ermessen. Das legte er klar und bündig dar und stellte das rasche und kräftige Vorbeugen um so mehr als eine Sache der gesammten Eidgenossenschaft, das heißt, der gesammten Schweiz, dar, als unwidersprechlich das drohende Unglück sechs Kantone des Vaterlandes ergreifen müsse. Wie warm, wie eindringlich auch sein klarer Verstand im Einklange mit seinem menschenfreundlichen Herzen geredet hatte, es schlug bei der Tagsatzung dieser Punkt nicht durch. Es war wieder der unglückselige „Kantonli-Geist", der hier entgegentrat. „Kantonli-Geist," so nennt man nämlich in der Schweiz die eigennützige Rücksicht eines Kantons, da man für andere Kantone und deren Noth miteinstehen zu müssen fürchtet.

Wie wehe ihm dies that, läßt sich ermessen, ihm, der was das Evangelium predigt, grundsätzlich festhielt: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit".

Was sich im Bagnesthal ereignet hatte, stand hier als Schreckbild vor seiner Seele. Dort nämlich (im Kanton Wallis) war durch einen Gletschereinsturz die Dranse, ein wildes Bergwasser, gestaut worden und es hatte sich ein See im oberen unbewohnten Theile des Thales gebildet, der durch das zufließende Wasser der Dranse immer wuchs und dessen Druck auf die niederen Gelände des gesegneten Thales immer gefährlicher wurde. Niemand hatte das be-

achtet und erwogen, bis endlich der See seine Hemmnisse überwältigte und das ganze gesegnete Thal in eine von Steinblöcken völlig bedeckte Wüstenei umwandelte, für immer dem Menschen entzog und unsägliches Elend bereitet hatte. Er war auf einer Reise zu der Versammlung schweizerischer Naturforscher in Lausanne dort gewesen, hatte mit blutendem Herzen das Elend gesehen, für dessen Abhülfe man leider zu spät gesorgt hatte; aber mehr noch: er hatte weiter hinauf das Thal untersucht und dort gefunden, was Keiner geahnet hatte, daß sich nämlich abermals ein See ansammle und daß ein zweites Unglück ganz ähnlicher Art an derselben Stelle kommen müsse, wenn nicht zeitig eingegriffen würde. Er war es, der durch seine gründlichere Erforschung der Unglücksstätte der Versammlung die Augen öffnete und auch hier, wie immer, die anerkannt gründlichste Hülfe vorschlug. Das verfing. Es flossen aus allen Kantonen reiche Gaben, wodurch die Rettung von den drohenden neuen Gefahren geboten war.

Im Jahre 1811 wurde Escher von der Regierung des Kantons mit andern tüchtigen Männern zur Begutachtung des Geleisteten berufen. Seine schon sehr erschütterte Gesundheit untersagte ihm indessen die Theilnahme.

So erschien er wahrhaft wie ein Schutzgeist der Bedrängten überall im Vaterlande, wo Gefahr und Unglück in Aussicht stand. Es konnte nicht ausbleiben, daß der hohe Werth des seltenen, überall für Menschenwohl thätigen, uneigennützigen und opferfreudigen Mannes im Vater-

lande überall erkannt und gewürdigt wurde. War er in andern Kantonen thätig, wie sollte er es nicht vielmehr im eigenen Heimathkantone sein? Da war ja auch noch, außer dem Linththale, das er nie aus den Augen verlor, Noth genug. Durch den Decan Hirzel von Wildburg war die Kantonsregierung auf das große Elend und die Verarmung in den südöstlichen Gebirgsgegenden des Kantons aufmerksam geworden. Dort, in einem rauhen armen Landestheile, hatte in früheren Tagen durch die Handarbeit der Baumwollespinnerei das Volk sich leicht ernähren können, war aber auch durch die Leichtigkeit des Erwerbes leichtfertig geworden. Die Bevölkerung hatte sich stark vermehrt und dachte nicht daran, daß eine Aenderung eintreten könnte. Diese aber trat ein. Die Baumwollenspinnerei durch Maschinen, die mehr und mehr das Uebergewicht bekam, weil sie, abgesehen von der größeren Feinheit und Regelmäßigkeit des Gespinstes an Wohlfeilheit die Handspinnerei unendlich übertraf, verursachte es, daß die ganze, zahlreiche Bevölkerung dieser Gegenden brodlos wurde und in einen Abgrund des Elendes versank.

Das lebenvolle Wort des edlen Hirzel, das von allen Seiten bestätigt werde, deckte eine brennende Wunde auf. Die Kantonsregierung mußte einschreiten und ernannte eine Anzahl von einsichtsvollen Männern, Vorschläge zu machen, wie man der unglücklichen Bevölkerung wieder durch Arbeit aufhelfen könne. Da wurde wieder zuerst der Mann gesucht, der nie fehlte, wo den Unglücklichen

geholfen werden sollte, und der nie ausblieb, wenn ein solches Wirken durch das Vertrauen seiner Landsleute ihm eröffnet wurde. Aber es war eine Aufgabe, die, unter freilich veränderten Umständen, schwieriger war, als die Rettung des Linththales und anderer von Naturgewalten bedrohter Gegenden. Dreißig Tausend Menschen waren brodlos und ihr Elend war durch eine geringe Erndte und Lebensmitteltheuerung im Jahre 1817 auf eine entsetzliche Weise gesteigert.

Wie aber sollten da Arbeitswege geschaffen werden? Schnell ging es nicht, das lag klar am Tage. Nur allmählig war die Hülfe möglich. Wie Escher überall das wirklich Ausführbare ins Auge faßte, so auch hier. Der Umstand, daß, wenn große Bauunternehmungen in Aussicht standen, ganze Schaaren Tyroler, als geschickte Maurer und Zimmerleute, ins Land kamen und den Verdienst mit ins Ausland nahmen, zeigte ihm vorerst einen Weg der Hülfe. Es mußten kräftige Leute als Lehrlinge dieser Handwerke aus den nothleidenden Gegenden gewonnen werden, damit die Schweiz einen Bauhandwerkerstamm für ihre eigenen Bedürfnisse erhalte — und Brodverdienst erzeugt werde; andere mußten veranlaßt werden, in die ackerbautreibenden Theile des Kantons als Mäher, Drescher, Ackerknechte und Taglöhner einzutreten; ferner mußten diejenigen Gemeinden anderer Theile des Kantons, welche Gemeindeland hatten, das ackerbaufähig war, veranlaßt werden, solches in Abtheilungen an Familien der Nothleidenden zu geben, und endlich

sollte für die bildungsfähige Jugend eine landwirthschaftliche Armenschule gegründet werden. Das waren die Vorschläge der abgeordneten Männer und größtentheils die Eschers, der Tag und Nacht dachte und sann; aber das Alles, gewiß vortrefflich in seiner späteren Wirkung, half der augenblicklichen Hungersnoth nicht ab.

So wurde denn mit Hülfe des Kantons und reicher Leute rasch für Abhülfe dieser augenblicklich hochgestiegenen Noth gesorgt; aber das Andere nicht außer Acht gelassen, das nachwirkende Hülfe verhieß. Besonders aber wurde der Plan der landwirthschaftlichen Armenschule kräftig gefördert und eine solche Anstalt auf einem dem kleinen Staate gehörenden Lande gegründet, auf dem sogenannten: „Bläsihof". Die Einrichtung war vortrefflich, und da die eintretenden Knaben verwahrlost waren, so war es des edlen Eschers Herzensaufgabe, für ihre religiöse und geistige Bildung gleichmäßig zu sorgen; denn in seiner Hand lag auch diese Anstalt. Sie gedieh sichtlich und so lange Escher lebte und es vermochte, weihte er ihr seine Kraft und die Regierung unterstützte ihn trefflich, wenn auch die Zuschüsse bedeutend waren. Der Erfolg lohnte auch dafür. Ich habe meine Leser bisher auf Eschers weit aus- und eingreifende, überall menschenfreundliche und segensreiche Thätigkeit in weiteren Kreisen seines schweizerischen Vaterlandes hinweisen müssen und bin zuletzt erst wieder in den heimathlichen Kreis zurück gekehrt. Sein Leben und Wirken gebot es so.

Wie stands aber damals, als er in andern Gegenden

des Vaterlandes, in andern Gebieten, seine Kraft erprobte, um das, was ich so oft seine Lebensaufgabe, seine Herzenssache, genannt, mit der Rettung des Linththales? Wohl habe ich es ausgesprochen an verschiedenen Stellen, daß dies Werk so weit gediehen war, daß er es ruhig, ja freudig, unter den Händen erprobter Männer seinen Entwickelungsgang konnte gehen lassen; auch das habe ich wiederholt gesagt: er verlor es nie aus dem Auge. Nun aber hat uns Eschers Wirksamkeit für die brodlosen Baumwollspinner im eigenen Kanton wieder dahin zurückgeführt, von wannen wir ausgingen, um den theuern Mann auf seinen weiteren Wegen für Menschenwohl zu begleiten, in's — Linththal, und nun, meine lieben Leser, wollen wir uns wieder ganz dieser Stätte des Ruhmes Eschers zuwenden. Die Umstände waren dem Werke nicht immer günstig. Besonders war es jene Zeit, wo die erzählten Aufstände in Sargans, Gaster und Utznach ihn dorthin riefen. Das war eine schlimme Zeit, und manches Herz bebte und meinte: Nun wird das schöne Werk nicht vollendet und zerfällt, ehe es zum Ziele kommt! Das war ein falscher Schluß. Escher hätte nicht Escher sein, oder der Tod hätte ihn abrufen müssen, wenn das hätte geschehen können.

Nun, wir wissen, daß Eschers Muth, weil er in Gott gegründet war, nicht brechen konnte; wir wissen, daß er einem Rohre nicht glich, das der Wind hierhin und dorthin neigt oder gar knickt. Sein Muth wuchs mit den Schwierigkeiten, weil er das festeste Gottvertrauen in sei-

ner Seele trug und jenes heilige Wort nie vergaß: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“

Er schilderte sein Unternehmen der Tagsatzung jährlich und wies die Fortschritte desselben nach; die Tagsatzung nahm durch fast jährliche Abordnungen den lebhaftesten Antheil an seinem Fortschreiten. Sie sorgte für Geld, aber nicht immer mit gleichem Eifer, und es folgten oft Zeiten, wo es flau stand; aber dann kamen wieder bessere. Tüchtige Männer sprachen ihre Bewunderung über das aus, was bereits geleistet war, und ich kann nicht umhin, ein solches Urtheil hierherzusetzen, weil es eben auch geeignet ist, den Bau anschaulich zu machen. Es ist von einer Gesellschaft höchst kenntnißreicher Männer, welche damals die Arbeiten besahen und eingehend untersuchten.

„Am 24. Juli 1819, so lautet der Bericht, früh Mor„gens reisten wir nach Utznach ab, ließen dort unsere Wa„gen, und traten den Weg zum Kanale zu Fuß an. Bei „dem Schlößchen Grynau macht dieser die letzte und leichte „Wendung, und zieht sich dann in gerader Richtung dem „Zürichersee zu. Hier auch führt eine Brücke an's andere „Ufer, von der wir bis in die weite Ferne hin nicht „einen Kanal, wie so viele andere, sondern einen „schönen und majestätischen Fluß sahen, der in einer Breite „von 80 Fuß bei gewöhnlicher Wassergröße, mit gleichmä„ßiger Geschwindigkeit, ungefähr zehn Fuß in der Secunde, „dahin strömte. An beiden Ufern erhoben sich Dämme zu

„hinreichender Höhe, um beim Anschwellen des Wassers „die ausgedehnten Ebenen zu schützen. Auf dem rechten „Damme ist ein breiter Reckweg (Landstraße) angebracht. „Wirklich folgten wir auch einem Schiffe, das durch fünf „Pferde stromaufwärts gezogen ward. Längs der beiden „Seiten des Hauptkanals ziehen sich noch besonders Ab„zugsgräben hin, welche es möglich machen, je nach Be„dürfniß, die der Kultur (Anbau) fähigen Strecken trocken „zu legen oder andere, welche den Schilf erzeugen, der zur „Lagerung für das Vieh bis gen Zürich verführt wird, „feucht zu halten. Wir bedurften vier Stunden, um längs „dem Kanal von Grynau nach Wesen zu gelangen, einbe„griffen die Fristen, in denen wir um unsern Führer (es „war Escher selbst) uns sammelten, um seine Erklärungen „anzuhören, und einen kurzen Halt auf der Ziegelbrücke, „der dritten, die über den Kanal führt. Sieht man die„sen schönen, schiffbaren, so sanft dahinströmenden Fluß, „so geräth man in Versuchung zu glauben, daß dies im„mer so gewesen sei, und macht sich keine Vorstellung von „der Wichtigkeit des Unternehmens, so wie von der Schwie„rigkeit seiner Ausführung. Diese treten erst in ihr vol„les Licht, wenn man weiß, gegen welchen Feind man zu „kämpfen hatte und welche Gefahr im Verzuge lag. Seit „die Linth abgedammt ist, hat es sich ergeben, daß die„selbe je nachdem, was die Jahreszeiten mit sich bringen, „bald anschwillt, bald sinkt und zwar in so auseinander„gehenden Verhältnissen, daß sie im ersten Falle bis an

„16000 Kubikfuß Wasser in der Sekunde fortwälzt, im „zweiten, beim niedrigsten Wasserstande hingegen nur 6 „bis 800. Man mußte daher bei dem für sie bestimmten „Kanale darauf Bedacht nehmen, daß derselbe einestheils „sie in ihrer vollen Größe aufnehmen, daß anderntheils aber „auch beim niedrigen Wasserstande die Schifffahrt gesichert „werden könne. Man gelangte dazu, indem man in dem„selben Kanale gewissermaßen zwei Bette herstellte. Das „eine, mehr senkrecht gebaute, nimmt die Tiefe des Ka„nals ein, die auf diese Weise immer mit hinreichendem „Wasser gefüllt bleibt; das andere, über das erstere hinaus„ragende, dessen Böschungen in dem Maße ihres Anstei„gens sich von einander entfernen, erhält dadurch die hin„reichende Breite, um den Strom auch beim höchsten Was„serstande zu fassen. Auf dem einen dieser hohen Dämme „zieht sich der Reckweg (die Landstraße) hin. Die Bö„schungen derselben entfernen sich nach beiden Seiten hin „von dem tiefer liegenden Bette in einer Breite von un„gefähr 60 Fuß. Sie sind versehen mit kunstvoll einge„richteten Spornen, durch welche die höheren Dämme ge„schützt werden." Die drei Genfer, welche dies schrieben, waren ebenso erstaunt, wie die Abordnung der Tagsatzung im Jahre 1810, wo sie das Werk untersuchte, über die Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit des Werkes. Je näher aber das Werk seiner Vollendung rückte, desto mehr häuften sich eigenthümliche Schwierigkeiten. Gemeinden und Privatleute bereiteten diese, welche Escher kräftig

zurückweisen mußte. Endlich im Jahre 1821 war das Werk, wie die untersuchende Abordnung der Tagsatzung berichtete, so weit vorgeschritten, daß es nur noch einer letzten Anstrengung von Seiten des gesammten Vaterlandes bedurfte, um es dahin zu führen, daß man es den drei betheiligten Kantonen übergeben konnte. Auch diese Geldanstrengung wurde gemacht, und als endlich dies flüssig war, gings nun auch rascher dem Ende zu.

Im Frühjahr 1822 hatten sich Leiden bei Escher eingestellt, die ihm seine Arbeiten sehr erschwerten. Im Sommer war er in das Bad Leuck gereist, aber ohne fühlbare Erleichterung zurückgekehrt. Nun eilte er in's Linththal. Nach vierzehn Jahren unermüdeten, aufopfernden Wirkens war endlich die Aufgabe seines Lebens gelöst, das Werk war vollendet. Aber das Leben in den Sümpfen des Linththales, die großen Anstrengungen, — sie hatten auch seine Kraft aufgezehrt. Doch ehe wir dem Abend seiner Tage nahe treten, noch einen Blick auf das Werk!

Im Ganzen beträgt die Länge der beiden Hauptcanäle, des sogenannten Mollisér und des eigentlichen Linthcanals, zwischen dem Wallensee und Zürichersee siebenzig Tausend laufende Fuß. Das weite Gelände des Linththalkessels, das einer völligen Versumpfung anheimgefallen war, ist dadurch gerettet. Die Sümpfe trockneten aus. Der Fleiß der dem Tode durch die Sumpffieber geweihten, hoffnungslosen Bevölkerung begann alsbald das Werk der Bearbeitung des guten Ackerbodens. Fruchtbare Felder zeugten

bald von dem Segen der Erndten. Frischgrüne Wiesen und Triften boten den glänzenden Rinderheerden köstliche Nahrung. Tausende von Morgen guten Landes waren gewonnen. Die schrecklichen Ueberschwemmungen der Städte Wesen und Wallenstadt hatten aufgehört. Nicht mehr schleichen dort Fieberkranke umher, gelbaussehende Jammergestalten mit dem Siegel des Todes auf der Stirne. Die Fieber sind verschwunden. Zürich weiß nichts mehr von dem Pest- und Todeshauche, den der Wind vom Linththale über den See herabtrug. Fröhliches blühendes Leben begegnet dem Auge überall, und im Linththale hört der Reisende das frohe Jauchzen und Jodeln der Jugend, das muntre Brüllen der Heerde, und der Bau der Kanäle hat die Probe der Zeit bestanden. Seine Riesenarbeit war nicht umsonst. Und das ganze Werk kostete 967,910 Schweizerfranken, welche die Schweiz freiwillig aufbrachte. Betrachtet man das ungeheure Werk, das in vierzehn Jahren regster Thätigkeit vollendet wurde; betrachtet man die Tausende von Morgen Landes, welche dem Anbau, dem menschlichen Fleiße wiedergegeben wurden; blickt man auf die den Klauen eines schleichenden Fiebers, dem sichern frühen Tode entrissene, glückliche, wohlstehende Bevölkerung, und blickt dann von diesen Ergebnissen auf diese Summe der Kosten, dann muß man ausrufen: Wie klein, wie verschwindend klein ist doch das Opfer gegen das errungene Gut, gegen das Heil, was aus diesem Unternehmen hervorging! Ist das aber Alles nicht ein Denkmal Eschers, herrlicher

als jedes andere, das ihm die Menschen setzen und stiften konnten?

War es aber nicht auch, so muß ich fragen, ein rechter Segen Gottes für sein Herz, daß er die Vollendung seines Werkes erlebte, sich seiner freuen konnte? Wie mancher Edle mußte scheiden, ehe sein Werk, an dem seine Seele hing, vollendet vor ihm lag? Escher erlebte seine Vollendung.

Wenn Escher in seinem gottgefälligen Streben, den unglücklichen Menschen ihren Unterhalt, ihr Bestehen, ihr Leben zu sichern, das Aeußere im Auge hatte, so konnte sein edles Herz das Innere, das Seelenheil nicht übersehen. Da waren von den Wirkungen der die Menschen früher hinraffenden Faul- und Wechselfieber eine große Zahl Waisen und Verlassene übrig, die dem heillosen Bettel und aller sittlichen Verderbniß, die aus ihm emporwächst, überwiesen waren. Sie waren, da ihre Heimath versumpft war, im eigentlichen Sinne Heimathlose, herumstreichende Bettler, Landstreicher, und da ist nur noch ein Schritt zum — Spitzbuben. Das konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß in ihnen der menschlichen Gesellschaft eine neue Pest zugeführt wurde. Und sein menschenliebendes Herz war noch nicht befriedigt; er betrachtete sein Werk nur als halbvollendet, wenn er nicht auch ihnen die Hand der Rettung geboten hätte.

Was auf dem Bläsihof geschehen war, das stand auch hier vor seiner Seele. Sie sammeln; eine Anstalt für sie

auf dem geretteten Sumpfboden gründen; sie als tüchtige Menschen und Christen erziehen, zu brauchbaren Ackerknechten heranbilden, dies war der wohlerwogene Plan. Die, welche mit ihm das Werk leiteten, stimmten mit ihm überein, und die Tagsatzung hätte ja stockblind sein müssen, wenn sie die Wohlthätigkeit einer solchen Anstalt nicht hätte einsehen, mit ihr dem Linthwerke die Krone aufsetzen wollen. Zunächst gaben auch arme Leute aus dem Canton Glarus Veranlassung, das Werk alsobald in Angriff zu nehmen. Diese Leute hatten ein wahres Landstreicherleben geführt. Als die Arbeiten an der Linth begannen, waren sie dort eingetreten, hatten fast vierzehn Jahren wacker gearbeitet, ihr Brod ehrlich verdient, sich gut aufgeführt. Jetzt, wo die Arbeiten ihrem Ende naheten, stand die Frage so: Sollen wir die, welche nun an Arbeit, Zucht und Ordnung gewöhnt sind, wieder hinausstoßen in's irre und wirre Vagabunden- und Bettlerleben, oder sollen wir ihnen eine Zukunft sichern, die ihnen eine Heimath und Brod gibt und sie auf dem betretenen guten Wege erhält? — So lag die Frage. Die Antwort war eben nur eine: Wir sollen sie retten! Von dem Gelde, das einst der Kaiser Alexander von Rußland in einer harten Nothzeit der Schweiz geschenkt, war noch ein Rest vorhanden. Der bildete den Stamm. Das Land wurde nun ausgewählt; Häuschen erbaut; jedem Häuschen das Maß des Grundes und Bodens zugemessen und den obgedachten Familien übergeben. Das dadurch erwachsende Dörflein nannte Escher „die Linthcolonie“.

Er ging aber bei Aufnahme der verwahrlosten Waisenkinder noch weiter. Waren ja doch diese Kinder, wie an Alter und Körperkraft, so an Gaben verschieden. Sollten sie alle nur zu Ackerknechten erzogen und herangebildet werden? Der edle Pestalozzi hatte schon den Weg gebahnt. Den betrat auch Escher. Man bildete je nach Anlagen und Kräften einige zu Lehrern, einige zu Handwerkern und den Rest, dessen Anlagen geringe waren, zu tüchtigen Ackerknechten. Das erkannte er als Ziel, und so trat die Anstalt in's Leben, die christliche Liebe hat ja immer ein offenes Herz und eine offene Hand. Die Liebe gab und die Anstalt bestand und besteht heute noch im Segen und was der edle Escher gepflanzt, das begießt die Liebe und Barmherzigkeit fort und fort, daß es segenbringend grüne, gedeihen und gute Früchte bringen könne. An solcher Liebe ist die Schweiz nicht arm, und wann es auch einmal zu stocken scheint mit der Handreichung, so kommts ein andermal wieder desto reichlicher; denn — der alte Gott in Israel lebt noch, der den jungen Raben und darum auch sicherlich seinen hülflosen Menschenkindern seine Barmherzigkeit nicht entzieht. Er klopft dann hier und da an ein mild und fromm Menschenherz, und es thut sich auf und versteht des Anklopfenden Wort: „Wer „eins dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf." Sind solche Anstalten in dem Herzen gegründet und ruhen sie auf dem Felsen des Glaubens, der nicht wankt, so hat's mit ihnen gute Wege. Sie gehen nicht unter! Das war des Linthwerks Schlußstein und Krone!

Nun bleibt ein Doppeltes noch übrig, liebe Leser, nämlich von dem Lebensabend und der Heimath des Mannes zu reden, der uns lieb und theuer geworden ist, und von dem, was die Schweiz, in dankbarem Erkennen dessen, was er ihr und der leidenden Menschheit geleistet, ihm gethan hat; von dem Besten aber, einer Gewohnheit Escher's, einem ihm heiligen Brauch zu reden, das verspare ich mir bis zuletzt, weil ich dem Büchlein, wie dem Leben des Mannes, von dem es redet, auch eine Krone zum Abschluß aufsetzen möchte, wie er sie seinem Linthwerke aufgesetzt hat.

Escher's Name sollte durch alle Thäler der Schweiz klingen mit hellem, schönen Klang. Könnt's anders sein? Wo Noth, da Escher! Da müßte doch ein Volk blind sein und einen Stein haben, wo bei Andern das Herz liegt, wenn es nicht hätte erkennen wollen, was ihm dieser Mann war. Wo er erschien, im Kreise der Arbeiter an der Linth, in der Regierung seines Kantons, im Staatsrathe, im Rathe der Gelehrten, im Volke, überall kam ihm Hochachtung und Liebe entgegen und sein liebes, freundliches Gesicht war ein offener Brief an alle Herzen gerichtet, sein klares mildes, einsichtsvolles Wort ein Schlüssel, der alle Herzenspforten öffnete.

Auch über die Grenzen seines engen, bergigen Vaterlandes hinaus war der Ruhm seines Namens gedrungen und wurde mit Ehren genannt, wenn es um die Wissenschaft der Gebirgskunde sich handelte, und noch mehr, wenn die Namen derer aufgezählt wurden, welche als Menschenfreunde aufopfernd für der Brüder Wohl gewirkt.

Wie hoch auch Eschers Ansehen gewachsen war, in seinem Haushalt und Leben blieb er einfach und schlicht. Zucht, Ordnung, feine Sitte und tüchtige Bildung zeichneten seine Familie aus, in deren Kreise es ihm und Andern wohl war, denn die Gastfreiheit übte Escher mit Freuden und Hingebung. Wurde von seinen Verdiensten um die Menschheit und das Vaterland geredet, dann fühlte er sich gedrückt, denn Demuth war der Grundton seiner Seele, weil sie wahrhaft fromm war. Seinem Gotte und Herrn diente er aufrichtig und innig. Das Haus Gottes war ihm theuer, theuer waren ihm die Versammlungen der betenden Gemeinde. Zu den Lichtpunkten seines Lebens gehörte die Feier des dreihundertjährigen Gedächtnisses der durch Zwingli durchgeführten Reformation, und wenn diese Feier in Zürich auch eine würdevolle, tiefinnige und wahrhaft erhebende geworden, so gehörte ein großer Theil davon auf Eschers Rechnung, der sich dieser Angelegenheit mit gewohnter Hingabe, diesmal aber so recht aus der Fülle eines gläubigen und wahrhaft frommen Gemüthes, annahm.

Seine Alpenreisen setzte er bis in's Alter fort und sie förderten seine Rüstigkeit in leiblicher Hinsicht, seine Erfahrungen für das Gemeinwohl, die Schärfe seines Blickes und Urtheils für Abwendung von drohenden Gefahren, seine tiefeingehenden Kenntnisse der Gebirge, ihrer Lagerungen und Verhältnisse. Es gab wenige Schweizer, die

so umfassend durch eigene Anschauung die Gebirgszüge des Vaterlandes kannten.

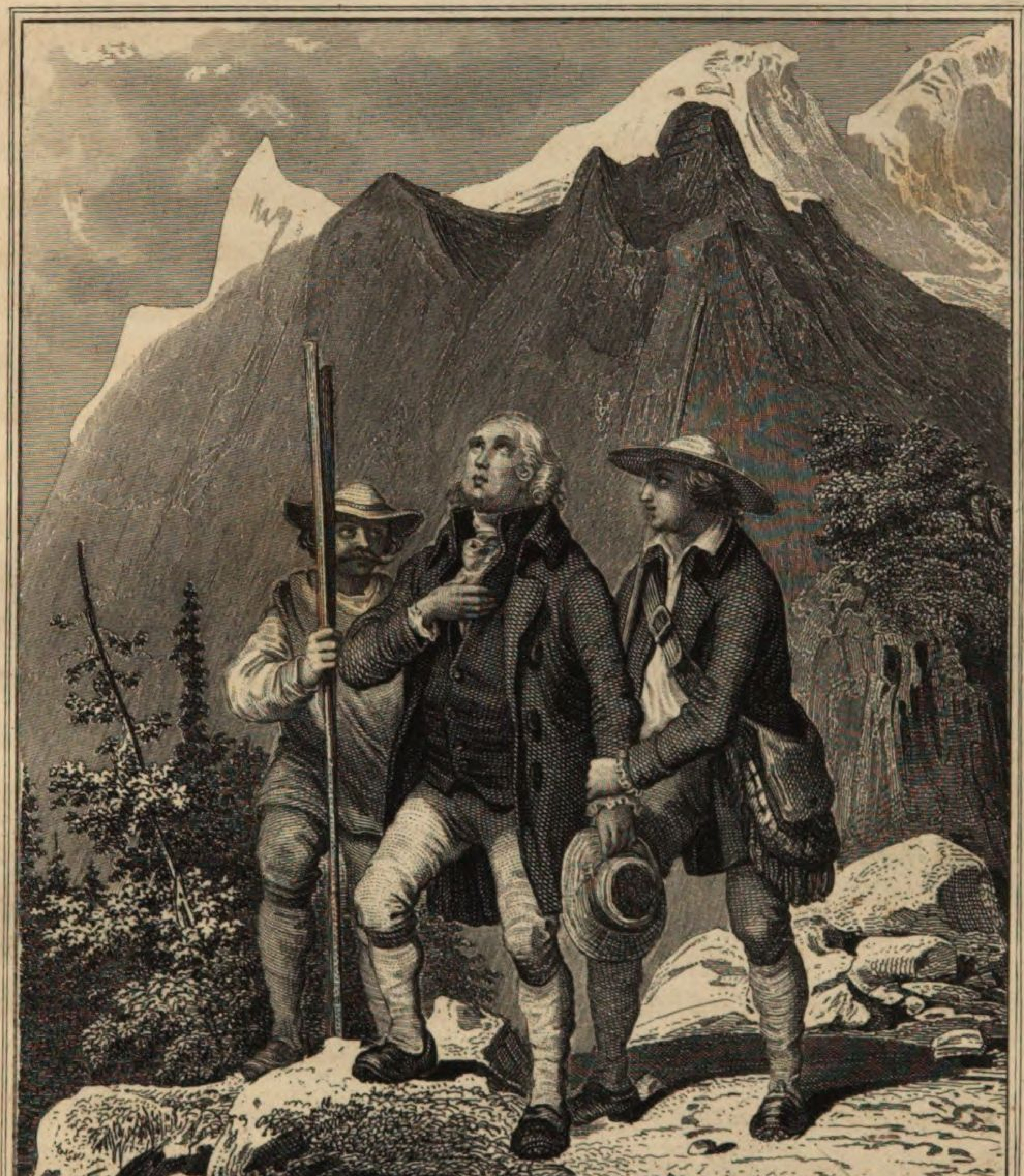
Manche Beschwerden, welche diese mitunter sehr gefährlichen Wanderungen in's unwegsame, unbewohnte Hochgebirge mit sich führten, ertrug er mit großer Ergebung, ja mit Leichtigkeit.

Einmal trat ihm in den Jahren rüstiger Kraft die Todesgefahr so unmittelbar nahe, daß sein Leben nur noch an einem Haare hing; aber seine Ruhe und Geistesgegenwart rettete ihn. Der Herr, der über uns allen wacht, wollte den Helfer in der Noth, den leidenden Brüdern nicht mitten in seinem gesegneten Tagewerke hinwegnehmen. Er hatte ihm noch Großes vorbehalten.

Auf den Eisgletschern, die in den Hochalpen ganze Thäler ausfüllen, gibt es oft tiefe, mächtige Spalten. Wer das Unglück hat, da hineinzustürzen, hat in der Regel sein Grab gefunden. Sieht man diese Spalten, so hütet man sich vor ihnen, so gut man kann. Oft aber muß man hinüber, und dazu bedient man sich langer, fester Stäbe, die eiserne Spitzen haben, sogenannter „Alpstöcke". Dann gilt es einen sichern Sprung über die Spalte, mit Hülfe des langen Stabes, um den rechten Schwung zu bekommen. Manchmal aber fällt auch viel Schnee und bedeckt diese Spalten mit einer das Auge täuschenden Brücke. Wehe dem, der auf solch' eine trügerische Brücke tritt; denn sie kann ihn nicht tragen und — er stürzt hinab. Um solche Gefahren zu brechen, pflegen sich die küh-

nen Bergsteiger alle, so viele ihrer sind, in gewissen Entfernungen von einander an ein langes Seil festzubinden und, wenn einer einbricht, halten ihn, wo möglich, die andern von dem Versinken zurück. Ich habe das selbst gesehen, liebe Leser; aber ich will nicht leugnen, daß dies Aneinseilbinden eine schauerliche Vorbereitung ist, wenn man einen Gletscher überschreitet, der mit Schnee bedeckt ist, — weil eben der Tod, hart neben einem, unsichtbar einherschreitet.

Escher war, nur von Wenigen und einem kundigen Führer begleitet, auf einer seiner Alpenreisen genöthigt, über einen von frischem Schnee bedeckten Gletscher gehen. Anfangs ging's gut. Plötzlich aber bricht unter ihm eine leichte Schneebrücke und er stürzt hinein in eine solche Spalte. Ein Schrei des Entsetzens entfährt den Begleitern! Im Fallen aber breitet Escher seine Arme aus und bleibt hängen. — Lange kann er das natürlich nicht aushalten in der erstarrenden Kälte des Eisspaltes; aber sich regen, sich mit einem Arme etwa helfen, kann er eben so wenig, denn wie er einen Arm losläßt, gehts in die schauerliche Tiefe, und in die offenen Arme des unabwendbaren Todes. — Die Begleiter versuchen, was sie können, aber — es ist erfolglos. Da ruft Escher: Stoßet einen Alpstock in die rechte Eiswand, dann kann ich mich stützen, aber er muß so unter meinen rechten Arm eingestoßen werden, daß ich mit der Armwurzel unter demselben darauf zu ruhen komme. Das ist die einzig mögliche Rettung!



Mit aller Vorsicht und Sorgfalt wird es ausgeführt. Escher gewinnt eine Stütze, kann nun den freien Arm den Begleitern reichen, die ihn — mit der sichtbaren Hülfe Gottes — glücklich herausziehen. Ob er wohl des Helfers droben im Himmel vergaß? — Nein, das war von Escher nicht zu erwarten! Als er nach solcher Noth und Todesgefahr wieder droben auf seinen gesunden Beinen stand, da entblößte er sein Haupt, faltete seine Hände und brachte Preis und Dank dem allmächtigen Gott, der allein sein Retter war.

Dies war übrigens bei so vielen und gefahrvollen Bergwanderungen das einzige Unglück, das ihn traf. In andern Gefahren war er oft, aber sie wurden durch seine Geistesgegenwart, Ruhe und den Reichthum seiner Erfahrungen und seine erfinderische Klugheit alle leichter überwunden, als diese so augenscheinliche und furchtbare Todesgefahr. Viele seiner Lieben sah er scheiden aus dem Schooße der Familie. Vier Töchter hatte er glücklich verheirathet. Sein Sohn wuchs hoffnungsvoll heran. Seine Vermögensverhältnisse standen erwünscht. Da war das Herz froh und frei und sah mit voller Ruhe und demüthiger Gottergebenheit das Ziel der Tage nicht mehr ferne vor sich.

Es ist schon gesagt, daß seine letzte Badekur in Leuk, im Kanton Wallis, keinen ersprießlichen Erfolg hatte; dennoch wanderte er, wie er gen Leuk mit seinem Sohne und einem treuen Diener die Bergreise zu Fuß gemacht, auch wieder auf weiten Umwegen heim, und auf diesen Umwe-

gen war er bis in's obere Italien gekommen. Stellenweise aber mußte er sich doch schon, sich leidend fühlend, eines Wagens bedienen.

In Zürich angekommen, erwartete ihn, wie immer, viele Arbeit mannigfaltigster Art. Nach ihrer Erledigung eilte er in's Linththal, um noch die letzten Arbeiten des nun vollendeten Werkes zu leiten. Er ahnete nicht, daß er es zum letzten Male sah. Die Arbeiter hatten ihren väterlichen Freund mit alter, treuer Liebe willkommen geheißen. Auch sie ahneten nicht, als er von ihnen schied, daß sie die letzten freundlichen Liebesworte und Liebesgrüße von ihm empfangen hatten.

Der Anfang des kommenden Winters brachte ihm erhöhteres Unwohlsein, das sich besonders in höchst lästigen und schmerzhaften Krämpfen zu äußern pflegte, und dessen Ursprung nach seiner Meinung ein Geschwür im Unterleib war.

Mit eiserner Willenskraft siegte er über die große Schmerzen und lag, wenn auch mit sichtbarer Anstrengung, seinen vielen und schwierigen Geschäften ob.

Er wohnte den Rathsitzungen in seiner Vaterstadt noch bei, und besuchte die Sitzungen der gelehrten Gesellschaften, die letzteren natürlich nicht theilnahmlos, denn das war so wenig seine Sache, als die andern Mitglieder es lassen konnten, ihn zur Mittheilung seiner reichen Kenntnisse zu veranlassen.

Am 1. Januar 1823 war er noch so heiter, daß er, wie gewöhnlich, einen Jahresüberblick niederschreiben konnte. Auch noch in den zwei ersten Monaten des neuen Jahres

konnte er seinen Pflichten genügen, obgleich er nicht mehr in die Sitzungen des Rathes zu Fuße ging, sondern sich mußte tragen lassen. Er konnte kaum mehr aus einem Zimmer in das andere gehen, und dennoch gab er sich mit Liebe dem Unterrichte seines Sohnes hin. Der Hausarzt ließ sich Eschers Zustand sehr angelegen sein und suchte den Beirath ausgezeichneter Aerzte aus weiter Ferne. Am 1. März besuchte er zum letzten Male die Sitzung des Rathes, denn er hatte über den Fortgang der Anstalt auf dem „Bläsihof" persönlich Bericht zu erstatten, den er schriftlich vorlegte, stets aber mit seinen eingehenden Mittheilungen und Erläuterungen zu begleiten pflegte und in der Regel dadurch der Sache ungemein förderlich wurde.

Noch einige Tage gingen in der gewohnten Weise vorüber; allein Sonntags den 9. März gestalteten sich seine Umstände sehr bedenklich. Schon den Morgen trat eine Schwäche ein, die sich bis zur Bewußtlosigkeit steigerte. Um sein Bette standen, tiefgebeugt von Schmerzen, seine Lieben, er aber war theilnahmlos. Um die Mittagsstunde kehrte noch einmal das Bewußtsein zurück, aber es reichte nur hin, einen Blick auf die zu werfen, die er so innig liebte. Es war der letzte Blick seines Auges. Er schloß es dann wieder, um — sanft für immer zu entschlafen.

Der Schmerz über seinen Tod war allgemein in Zürich. Die Schweiz hatte ihren besten Bürger zu beweinen, seine Freunde den treuesten Freund; seine Familie ihren Mittelpunkt, ihren Vater, der sie so treu geliebt; die öffentlichen

Anstalten ihren opferwilligsten Förderer, die Wissenschaft einen Meister.

Alle öffentlichen Blätter der Schweiz weiheten ihm in ihren Spalten öffentliches Anerkenntniß seiner Verdienste — aber durch's Linththal zog eine leise Klage hin und es war, als verkündetens die rauschenden Wellen des eben angeschwollenen Stromes, daß der zum Frieden eingegangen, der einst seine Willkür gedämpft und seine wilden Ausbrüche in eine geordnete Bahn geleitet hatte.

Sein Leichenbegängniß zeugte für die allgemeine Verehrung, die Escher so wohlverdient im Leben genossen hatte. Er ließ ja wirklich keinen Feind zurück.

Seinem Sarge folgten nicht bloß alle öffentlichen Behörden der Stadt und des Kantons, zunächst die, deren Mitglied er gewesen war, sondern, und ich sage das mit Nachdruck, ganz Zürich, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung. Aber nicht bloß sie, in deren Mitte er gelebt und gewirkt, sondern aus dem Linththal strömte am Morgen eine schwarzgekleidete Menge herbei, und als unter den dumpftönenden Klängen der Münsterglocke der Zug, der alle Stände umfaßte, sich in Bewegung setzte, voran die Zöglinge der öffentlichen Anstalten, denen er theils vorgestanden, theils seine Pflege gewidmet, da zeigte das leise Schluchzen, die tiefe Wehmuth, wie lieb Allen der Mann gewesen war, dem man zur letzten Ruhestätte folgte. Und die Armen weinten wohl die heißesten Thränen und warum? das wußten sie wohl.

Das war ein Trauertag für Alle.

Liebe Leser, ich konnte es mir nicht versagen, als ich in Zürich war, sein Grab zu besuchen. Es ist eine geweihete Stätte. Ich habe meinen Hut abgezogen, und dies war nicht das Einzige, womit ich dem Manne, der dort des großen Auferstehungstages harret, meine Hochachtung und Verehrung bezeugte.

In allen gelehrten Blättern der Schweiz wurde Eschers Tod beklagt, kurze Abrisse seines Lebens und Wirkens wurden gegeben und selbst das Ausland blieb in dieser Hinsicht nicht zurück.

Sollte das Vaterland Nichts thun für seinen edelsten Sohn? Auf Pergament geschrieben, versehen mit dem Standessiegel in silberner Kapsel wurde von Seiten des Rathes im Kanton Zürich der Familie Escher in angemessener Weise folgendes Dokument überreicht:

„Auszug aus dem Protocoll der Rathsitzung „vom 12. Brachmonat 1823.“

„Je mehr man sich über das gelungene Nationalunter„nehmen der Austrocknung der Linthsümpfe zu erfreuen „hatte, desto gerechter ist der Schmerz über den Verlust „seines edlen Stifters. Wie der verewigte Escher stets „sich selbst hingebend nur seines Vaterlandes gedachte, so „bleibt nun dieses unzertrennlich von dem Gedanken an ihn. „Die tiefe Trauer, welche sich in der höchsten Behörde

„unseres Kantons über den am 9. März dieses Jahres „erfolgten Hinscheid des Hochgeachteten Herrn Staatsrathes „Hanns Conrad Escher von Zürich, gewesenen Präsidenten „der eidgenössischen Linthaufsichts-Kommission, auf eine des „ausgezeichneten Mannes würdige Weise aussprach, ist auch „in dem das Linthunternehmen betreffenden Theil des Aus„schreibens des hohen Vororts Bern auf die diesjährige „eidgenössische Tagsatzung vorherrschend, und dessen, was „derselbe als Gründer der heilsamen Nationalunternehmung „und als einsichtsvoller und unermüdeter Lenker seines ge„segneten Werkes geleistet hat, wird auf eine solche Weise „gedacht, daß der kleine Rath darin den getreuen Ausdruck „seiner eigenen Empfindungen wahrnimmt. Indem Hoch„derselbe der ganzen Angelegenheit, über welche instruirt „werden soll, sein Nachdenken widmete, lenkte er auch seinen „Blick auf denjenigen Theil des vorjährigen Tagsatzungs„beschlusses, der sich auf Belohnung der Linthaufsicht be„zieht, und auf die Verdienste des Verewigten um unsern „Kanton. Ohne der Verfügung, welche die diesjährige „Tagsatzung zu Vollziehung des sechsten Artikels des „gedachten Beschlusses in ihrer Weisheit zu treffen für „gut erachten wird, im Mindesten vorgreifen zu wollen, „fand die hohe Regierung sich bewogen, auch darauf ihr „Auge zu richten, wie ihre Absicht in Anerkennung der „großen Tugenden und mannigfachen ausgezeichneten Ver„dienste ihres verewigten Mitbürgers und Mitrathes, das „Andenken an denselben vermittelst eines obrigkeitlichen

„Aktes bleibend zu ehren, in Erfüllung gesetzt werden „könne; und auch dieser Zweck erschien in seiner natürlichen, „engen Verbindung zu dem Werke, dem der Vollendete „mit vorzüglicher Liebe seine umfassenden Kenntnisse und „seltenen Kräfte bis an das frühe Ziel seines wirksamen „und wohlthätigen Lebens gewidmet hat. Von diesem „Gesichtspunkte ausgehend, beschließt der kleine Rath:

„Die Staatskanzlei sei beauftragt, künftig in allen „betreffenden öffentlichen Schriften den verewigten hoch„verehrten Herrn Staatsrath Hanns Conrad Escher „und dessen männliche Nachkommen als

„„Escher von der Linth““

„zu benennen; — eine Bezeichnung, die jetzt urkundlich „um so begründeter festgesetzt wird, da sie schon, während „das Vaterland sich noch des lebendigen Wirkens des Vol„lendeten erfreute, von der öffentlichen Meinung aufgefaßt „und von Mitbürgern und Eidgenossen übereinstimmend „geübt ward. Da aber nun der geregelte Fluß in dem „Gebiete der löblichen Stände Schwyz, Glarus und „St. Gallen liegt, und die Bewohner des geretteten Linth„thales es sind, um welche besonders sich der Verewigte „durch jenes große Werk unvergeßliche Verdienste erwarb, „so wird den Regierungen der drei genannten hohen Stände „von dem gegenwärtigen Beschlusse Kenntniß gegeben, wo„bei meine Hochgeachteten Herren und Obern nicht zweifeln, „es werde derselbe zu vollständiger Anwendung die landes„herrliche Zustimmung der drei ermeldten hohen Standes-

„regierungen erhalten. Dieser Beschluß wird der hiesigen „Ehrengesandtschaft auf die Tagsatzung nach Bern mit„gegeben, um davon im geeigneten Zeitpunkte durch ange„messene Eröffnung Gebrauch zu machen, und eine urkund„liche Ausfertigung derselben wird der verehrten Familie „des seligen Escher von der Linth zugestellt.

„Segnend wird das Andenken an den Hingeschiedenen „gefeiert, segnend feiern es das Vaterland und die für sich „und ihre kommenden Geschlechter geretteten Einwohner des „nun blühenden Linththales!"

„Actum, Donnerstags den 12. Brachmonat 1823."

„Landolt"

„erster Staatsschreiber."

Eine zweite Pergamentrolle enthielt die Zustimmung der Stände Schwyz, St. Gallen und Glarus.

Bedenkt man, daß die Schweiz höhere Ehren nicht geben kann, so muß es, wie es das Herz der Trauernden erfreute, auch weiter jedes Herz erfreuen, daß das Vaterland seinem treuen Sohn und unermüdlichen Wohlthäter ein so dankbares Andenken schenkte.

Der Tagsatzung, die im August desselben Jahres in Bern versammelt war, lag es nun ob, das auszuführen, was der Rath von Zürich nur angedeutet hatte. Daß sie durch bestimmte Handlungen dem Ausdruck geben werde, was man durch die ganze Schweiz von ihr erwartete, das

konnte ja auch nicht im Geringsten in Zweifel gezogen werden, da ihre Vorgängerinnen seit den langen Jahren, die bis zur Vollendung des Linthwerkes verflossen waren, jährlich den Verdiensten Eschers die gerechteste Anerkennung gezollt hatten. Hier hatten die Regierungen der nächstbetheiligten Kantone gehandelt. Nun war es an der Tagsatzung, im Namen des gesammten Vaterlandes es zu beurkunden, was dies Vaterland, fast durch alle Kantone hindurch dem Manne schuldete, der ihm sein Herz, seine Kraft, sein Leben geweiht hatte.

Das konnte um so weniger ausbleiben, als alle die Männer, welche im Tagsatzungsrathe saßen, Eschers Verdienste kannten, vielleicht in der Mehrzahl ihm persönlich im Leben begegnet waren und nahe gestanden hatten.

Ich habe es mir nicht versagen können, aus Hottingers Lebensbeschreibung Eschers, die eben, als ich in Zürich noch anwesend war, die Presse verließ und zu der mir der freundliche Züricher verhalf, wörtlich das Ehrenprotokoll des kleinen Rathes von Zürich mitzutheilen, und ebenso muß ich weiter auch die Beschlüsse der Tagsatzung wörtlich geben.

Die Tagsatzung beschloß am 14. August 1823:

„1) Um das Andenken des seligen Herrn Staatsraths „Escher auf eine seinen großen Verdiensten angemessene „Weise im Namen der gesammten schweizerischen Nation „zu ehren, soll ihm auf dem Biberlikopf, als demjenigen „Punkte, wo man das wohlthätige Nationalwerk, dem er „den besten Theil seines Lebens weihete, am vollkommen-

„sten übersieht, ein Denkmal errichtet werden, das jenen Cha-„rakter der edeln Einfachheit an sich trage, der dem Ver-„ewigten eigen war."

„2) Mit Beziehung auf dieses Denkmal soll eine Denk-„münze verfertigt und seiner Gattin, seinem Sohne und „jeder seiner fünf Töchter ein Exemplar in Gold zugestellt, „unmittelbar nach Ausprägung dieser sieben einzigen Exem-„plare aber der Stempel unnütz gemacht werden. Eine „Urkunde, auf Pergament geschrieben, wird die der Eid-„genossenschaft unvergeßlichen Verdienste des Verewigten „würdigen und der Familie den Zweck dieses Geschenkes „näher bezeichnen."

„3) Die Ausführung dieses Auftrags wird dem Vor-„ort überlassen, und ihm zu diesem Ende hin ein Kredit „von eintausend Louisd'or eröffnet."

Mit diesem Plane war man für's Erste fast überall einverstanden und es gingen schon von Schweizerkünstlern Plane und Zeichnungen ein, als sich in Bezug auf die Stelle, wo man das Denkmal errichten wollte, große Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten ergaben, unter denen die beschwerliche Zugänglichkeit des Denkmals und besonders auch die ansehnliche Entfernung desselben von dem Linth-kanale, als dem eigentlichen Orte seines Ruhmes nicht die unbedeutendsten waren. In der Tagsatzung des Jahres 1825 mußte dieser Umstand, weil man allgemein tadelnd darauf hinwies, auf's Neue in reifliche Erwägung gezogen werden. Die Tagsatzung beharrte nicht starrköpfig auf

dem Beschlusse in Bezug auf den Biberlikopf und erkannte selbst die Richtigkeit des öffentlichen Verlangens dadurch an, daß sie vielmehr jetzt entschied, das Denkmal solle an dem Felsblocke, welcher der Ziegelbrücke, die über den Linthkanal führt, gegenüber steht, angebracht werden, damit es eben Jedem in die Augen falle, leicht erreichbar sei und unmittelbar in der Nähe des Linthwerkes sich befinde.

Die Errichtung solcher Denkmale fordert ruhige, friedliche Tage. Die waren aber in den folgenden Jahren für die Schweiz nicht vorhanden, und so trat diese Nationalschuld unerledigt in den Hintergrund. Daß sie vergessen werden könne, das war unbedingt nicht anzunehmen, und daß es nicht geschah, zeigte sich auch thatsächlich, als wieder ruhige Tage kamen.

Im Jahre 1832 tagte die Tagsatzung in Luzern. Da beschloß dieselbe das Nachfolgende:

„Die eidgenössische Tagsatzung,"

„In Betrachtung, daß die Vollziehung des Tagsatzungs-„beschlusses vom 14. August 1823, betreffend die Errich-„tung eines dem Stifter der Linthunternehmung gewidmeten „Denkmals durch verschiedene Schwierigkeiten bis jetzt ver-„hindert worden ist, so wie, da dessen einzelne Bestim-„mungen nach den Ansichten verschiedener Sachkundiger „schwerlich befriedigend zur Ausführung gebracht werden „könnten, etwelche Abänderung jener Schlußnahme noth-„wendig wird; in der Ueberzeugung, daß die Erhaltung „und die mögliche Vervollständigung der Linthunternehmung

„als das schönste und würdigste Denkmal des Stifters angesehen werden müsse,

beschließt,

„1) An dem Felsen des Biberlikopfs soll in der Vertiefung gegenüber der Ziegelbrücke, zunächst der Straße, „eine (unten folgende) gedoppelte Inschrift zuerst in lateinischer Sprache, und dann in deutscher, angebracht „werden.

„2) Mit Beziehung auf dieses Denkmal soll eine Denkmünze von wenigstens vier Centimeter Größe verfertigt werden, welche auf der einen Seite das Brustbild des verewigten Escher's von der Linth und auf der Andern „die lateinische Inschrift mit Weglassung des Wortes „posuit“ „enthält.

„3) Von dieser Denkmünze sollen der Familie Eschers „von der Linth sieben Exemplare in Gold, nebst einer „auf Pergament ausgefertigten Urkunde zugestellt werden.

„4) Der wichtigste Theil des Linthunternehmens, nämlich der Malliser-Kanal soll künftig „Escherscanal“ genannt werden. Dagegen ist das, was von dem am „14. August 1823 für Errichtung eines Denkmals zu „Ehren des Stifters der Linthunternehmung von der Tagsatzung angewiesenen 16,000 Schweizerfranken nach Bestreitung des durch die vorstehenden Artikel des gegenwärtigen Beschlusses angeordneten Auslagen übrig bleiben

„sollte, für Vollendung und Verbesserung des Canals zu „verwenden.

„5) Der eidgenössische Vorort ist mit der unverzüg„lichen Vollziehung des gegenwärtigen Beschlusses beauf„tragt.“ —

In der Schweiz scheinen nun manche Worte eine ganz von der unsrigen verschiedene Bedeutung zu haben, so z. B. das Wort: „unverzüglich“; denn es dauerte bis weit in das folgende Jahr, ehe die Sache in's Leben trat. Nachdem in der Sitzung der Tagsatzung vom 25. August derselben sowohl die in Genf von Booy ausgeprägte Denkmünze als auch die für die Uebergabe derselben an die Familie Eschers ausgefertigte Urkunde vorgelegt worden war, so erfolgte denn die Uebergabe am 20. desselben Monats.

Die Urkunde, sehr zierlich und kunstvoll auf Pergament geschrieben, lautet wörtlich also:

„Wir, der Präsident der eidgenössischen Tagsatzung „und die versammelten Abgeordneten der XXII. Stände der „Schweiz

urkunden hiermit:

„daß wir mit inniger Rührung anerkennen, wie das Ret„tungswerk des versumpften Linthbodens zum Lieblingsgedanken „des verewigten Herrn Johann Conrad Escher von der „Linth geworden, mit welchem entschlossenen Muthe er die „Ausführung des wohlerwogenen Planes der Entsumpfung „begonnen, welche zahllose ihm dabei entgegengetretene

„Schwierigkeiten er mit unerschütterlicher Festigkeit über-„wunden; wie seine treue Beharrlichkeit das große Unter-„nehmen dem Ziele nahe gebracht; mit welcher beispiellosen „Hingebung er, den nahen Tod voraussehend, seine An-„strengungen für diesen großen Zweck noch verdoppelt und „bis an den Abend seines irdischen Daseins fortgesetzt habe. „Ist auch das merkwürdige Linthwerk seine Schöpfung, so „wie der zunehmende Wohlstand der dadurch dem Elende „entrissenen Gegenden Bürge des dem Herrn Escher von der „Linth erworbenen unsterblichen Nachruhms, so ist die Tag-„satzung dennoch der schweizerischen Nation eine öffentliche „feierliche Anerkennung gegen einen durch die schönste Ueber-„stimmung von Willen und Kraft, durch Tugend und „Kenntnisse so ausgezeichneten Eidgenossen schuldig. Mit „aufrichtigem Gefühle und aus der vollsten Ueberzeugung „sprechen wir daher Namens der Eidgenossenschaft gegen „seine Hinterlassenen, unter Bezeugung des lebhaftesten „Bedauerns über den Verlust dieses trefflichen und aus-„gezeichneten Mannes, als Schöpfer des Nationalwerkes „der Linthunternehmung, den kräftigsten Dank aus, und „haben der Familie des Verstorbenen zu stetem Gedächtniß „nebst einer zu Ehren des Herrn Eschers von der Linth „geschlagenen Denkmünze die gegenwärtige Urkunde auf „Pergament zustellen lassen, welche mit dem großen Eid-„genössischen Staatssiegel und den Unterschriften des Tag-„satzungspräsidenten und des eidgenössichen Kanzlers ver-„sehen worden ist."

„So geschehen in Luzern, den einundzwanzigsten „Herbstmonat eintausend achthundert zwei und dreißig.

Die eidgenössische Tagsatzung,
in deren Namen:
Der Schultheiß des Vororts Luzern,
Präsident derselben,
Eduard Pfiffer.
Der eidgenössische Kanzler:
Am Rhyn."

Von den Inschriften, welche der Ziegelbrücke gegenüber Eschers Andenken folgenden Geschlechtern überliefern, lasse ich die lateinische in Frieden stehen, voraussetzend, daß die wenigsten meiner Leser sie verstehen, und setze wörtlich nur die deutsche hierher. Sie lautet:

„Dem Wohlthäter dieser Gegend,
„Johann Conrad Escher von der Linth,
„geboren den 23. August 1767,
„gestorben den 9. März 1823,
„die eidgenössische Tagsatzung.

„Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
„Der Fluß den geordneten Lauf.
„Natur und Vaterland hoben sein Gemüth.
„Eidgenossen!
„Euch sei er Vorbild!"

Endlich! sage ich, und mit mir sagen es die Leser. So einfach die Worte sind, und so müssen sie bei solch' einer Veranlassung sein, so haben sie mir, als ich sie dazumal an Ort und Stelle las, das Herz tief bewegt, und vielleicht bewegen sie's noch Manchem nach mir ebenso, wenn er das Leben und die Thaten, das treue Herz und die unbestechlich redliche Gesinnung des Mannes kennt, dem die Worte der Inschrift gelten.

Und nun, theure Leser, halte ich, was ich versprochen, und gebe Euch das Köstlichste aus Escher's Leben.

Oft habe ich im Laufe der Begebenheiten in seinem Leben darauf hingewiesen, wie innig und ächt fromm Escher gewesen, und eine Frucht dieser Frömmigkeit habe ich mir aufgespart, um damit die Krone auf seines Lebens kurze und flüchtige Darstellung, wie sie dies Büchlein enthält, zu setzen.

Wie an Escher Alles ächt, in der Wolle gefärbt und wahr gewesen ist, so hielt er sich selber gerne die Wahrheit vor. Das that er immer am letzten Tage eines Jahres. Nachdem er seine Bücher abgeschlossen, wollte er auch vor Gott das Jahresbuch seines Lebens, die Rechnung mit dem Vielen „Soll„ und dem Wenigen „Haben" abschließen. Dann machte er sich auf und stieg alleine auf eine Höhe, da er einen freien Umblick hatte, und unter Gottes freiem Himmel mit ihm, dem Allgegenwärtigen und Allwissenden alleine war. Wenn er in Zürich war, so stieg er meist auf den schönen Ürtliberg. Dann

ließ er vor seinem Geiste und vor Gott das Jahr vorüber gehen, verhehlte sich Nichts und bekannte Alles, Alles vor dem, der Alles weiß und unsre Gedanken auch von ferne kennet. Dann flehte er reuevoll um Vergebung für versäumtes Gute, für vollbrachtes Böse; dann pries er den Namen des Herrn für unverdient empfangenes Gute, dann gelobte er neuen Fleiß im Guten und flehte um den allmächtigen Beistand des Herrn und seines heiligen Geistes dazu; dann empfahl er alle seine Lieben und auch sich selbst der erbarmenden Gnade, dem heiligen Schutze des Hüters Israels, und neu gestärkt, neu belebt für das Gute, voll Demuth und guter, lebendig sein Herz erfüllender Vorsätze, kehrte er heim, um noch einmal schriftlich in sein Tagebuch einen richtenden, rechenschaftgebenden Rückblick über sein Thun in dem abgelaufenen Jahre niederzuschreiben, sich somit dauernd Alles, was er Gott gelobt, vorzuhalten und es sich oft vorzuhalten, daß er es nicht vergesse.

So liegen in seinen Tagebüchern von allen Jahren seines Lebens diese Rechnungsabschlüsse, diese Rückblicke, und es muß ein hoher, erhebender Genuß sein, sie nach den Auszügen lesen zu können, die Hottinger uns daraus mittheilt.

Und nun, meine theuern Leser, wenn das Bild eines trefflichen, ja eines herrlichen Mannes in seinen edlen

Bestrebungen und Thaten vor Euer Auge getreten ist, dann rufe ich Euch zu: Folget seinem Beispiel! Und wenn ich Euch zuletzt noch einen köstlichen Zug von ihm mitgetheilt habe, dann schließe ich mit dem Worte unsers Erlösers: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

Wiesbaden. Druck von Adolph Stein.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Horn, W. O. <<von>>,

Hanns Conrad Escher von der Linth Lebensbild eines braven Schweizers

Wiesbaden [1862]